

---

Gertrud von den Brincken

**Alle Ismaele**

Ein philosophischer Roman

---



Gertrud von den Brincken

Alle Ismaele



Gertrud von den Brincken

# Alle Ismaele

Ein philosophischer Roman

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-95978-071-1

Copyright © 2019 Verlag Winfried Jenior - Kassel  
Marienstr. 5 (im Hof)  
D-34117 Kassel  
[www.jenior.de](http://www.jenior.de)

Satz: Frank Hermenau, Kassel

## Inhalt

Vorspann	7
Am Brunnen	9
Die Tafeln	21
Das Widderhorn	33
Ismaels Frauen	41
Die kleine Orpa	55
Die Reise	68
Der kranke Knabe	81
Die Stadt Ninive	96
In der Löwengrube	114
Der Harfensänger	125
Hannas Unglück	152
Von Brotrinde zu Brotrinde	162
Bruchlandung in der Wüste	168
Editorische Nachbemerkung	183



## VORSPANN

Der erste Ismael – um das klobige, unschöne Wort „Mensch“, das nicht Klang noch Reim hat, zu umgehen – hörte noch auf keinen Namen, aber „Ismael“ lag als Hoffnung in ihm.

Wir wissen nichts von ihm, nur dass er einmal gelebt haben muss, vielleicht im Neandertal oder noch früher im südöstlichen Afrika, keinesfalls im Paradies, und dass er den Anfang gemacht hat: ein Mensch zu sein.

Leider. Er hatte sich vermutlich eine Art Steinschleuder gemacht, um sich am Leben zu erhalten, um sich das, was dann nötig war, zu verschaffen. Er hatte sich am Leben erhalten und hatte sich fortgepflanzt. Leider. Er war selber zu einem der Steine seiner Schleuder geworden, um sich am Leben zu erhalten, wenn auch Leben für ihn damals nicht mehr als Gegenwart bedeutete.

Wir wissen von diesem Mehr, das Zukünfte, sehr viele Zukünfte erzeugt, deren Ende wir nicht absehen können. Leider. So hatte sich Ismael selber hinein- und hinausgeschleudert in die unabsehbaren Zukünfte. Er wusste nicht, was er tat.

Wissen wir mehr? Vielleicht um ein wenig, vielleicht um viele Irrtümer. Er wusste weder um Leben und Tod, weder um Kain noch um Kant, nichts von kommenden Kreuzfahrern oder von Eremiten, weder von Ketzern und Religionsstiftern, weder von Kreuzigungen noch von Selbstverbrennungen, nichts von Vernichtungslagern und Vernichtungswaffen.

Wissen wir viel mehr als Ismael im Anfang? Ein wenig mehr über unsere eigene Beschaffenheit und über die des Mondes. Und um die philosophische Einsicht „Ich

weiß, dass ich nichts weiß“, die ein leises Dennoch als Lächeln in sich birgt ...

Und es mag sein, dass gerade dieses nicht gar so wenig bedeutet?

## AM BRUNNEN

Damals hieß er Ismael.

Und die Wüste, die ihn umgab, war nicht seine Wüste. Sie war nicht nur gelb und grau und Sand und Staub, sie hatte hier und da schmale Wasseradern und tödlichgrüne Sumpfgewässer, an denen das Röhricht sein Geheimnis raschelte; und die Schäfte des Papyrusschilfes standen dicht und hoch, wie Bäume in fruchtbarer Ebene stehen, und gaben Deckung und Schatten.

Es gibt Menschen, die wissen, was ihr Tag und ihr Weg und ihr Sinn ist, und weshalb der Sand so heiß und die Gestirne so fern sind und in den Augen der Mädchen Verheißungen stehen, die keine Erfüllung haben und keine Ursache.

Ismael wusste nur um seine eigene Unvollständigkeit und litt an ihr, denn sie war alles, was er von sich wusste.

Er konnte das Wort ‚Ich‘ niemals aussprechen, ohne zu meinen, dass er eine Lüge sagte. Wenn das Wort nicht (und in jedweder Sprache) gar so kurz gewesen wäre, er hätte einen Teil davon weggelassen. Damit wäre er der Wahrheit näher gekommen, meinte er.

Er stand an der Uferböschung eines sumpfgrünen Rinnals, das dem Jordan zustrebte, ursachlos und hoch, einem der Papyrusrohre gleich, die um ihn standen, und grübelte. Er sprach in die perlmutternde Dämmerung hinein, zu wem, das wusste er nicht, denn es war weit und hoch niemand zu sehen. Er hob den schmalen Kopf mit den durstigen Augen: Jahwe! – so nannte er damals seinen Schöpfer – Warum hast du mir das getan? Allem, was ich beginne, fehlt ein Stück – jedem Liede, jeder Tat, jedem Wunsch. Auch jeder Liebe

wird es fehlen, wenn ich einmal bis zum Brunnenrand der Liebe gelangen werde. Jahwe, warum hast du uns das getan?

Und dann geschah es, dass groß und aprikosenrötlich ein früher Mond über seiner Seele aufging und sie beleuchtete. Und da erkannte er, was er suchte.

Wieviel ihm fehlte, wusste er zwar nicht zu ermessen – ob ein blühender Küstenstrich, ein massiges Gebirge, das, dem schneebedeckten Hebron gleich, sich im bläulichen Genezareth spiegelt, oder eine ganze Landschaft, wie sie der grüngraue Jordan bewässert.

Wer kennt die Ausdehnung oder die Grenzen der Seele?

Nicht einmal, ob das Fehlende größer oder geringer war als das, was er besaß, wusste er zu sagen; noch weniger, wo es geblieben sein mochte; ob in dieser oder einer früheren Wanderung verloren gegangen; ob vom Schöpfer willentlich oder versehentlich einem andern zugeteilt, der es nun besaß, zusätzlich und bereichert wie die großen Propheten und Sänger, die einmal kommen würden und Antworten wissen auf das, was wir Frage sind.

Wie dem auch sein mochte, in dieser milden, aprikosenhellen Beleuchtung des jungen Abends, die bis in sein Lächeln reichte und seine Mundwinkel weicher und seine Augen beherzter machte, wusste Ismael, was er zu tun haben würde fortan, in dieser und allen kommenden Wanderungen: zu suchen. Das seiner Seele Fehlende zu suchen.

Wenn auch auf Erden vieles: Sandstürme und Verzweiflungen und Worte und Umarmungen vergehen, als wären sie nie gewesen – das Stück einer Seele konnte nicht völlig und spurlos verloren sein. Es musste sich finden lassen.

Vielleicht würde es nötig werden, sich in ein anderes Schicksal hineinzudrängen, dachte Ismael und strich mit der knochigen Hand über Stirn und Schläfen. Vielleicht werde ich einen andern hinausdrängen müssen aus seinem

Schicksal. Es muss möglich sein. Jetzt oder später. Zeit ist ohne Bewandnis und kann so oder so gerichtet und gesichtet werden. Er war unabhängig von ihr, seit er das Geheimnis begriffen hatte, das aus dem Papyrusröhrriecht der Jordanebene flüsterte. Auch die Jordane und Küstengebirge, auch die Schicksale, eigene und fremde, waren nur da, um überschritten zu werden. Er fürchtete sich nicht mehr. Sich selber wiederzufinden in einem andern, vielleicht dem größeren Teil von sich selber, ‚Ich‘ sagen zu können, in dem jeder Atemhauch gültig wurde – das war der Jahrhunderte oder Jahrtausende wert, die es kosten mochte.

Und so begann Ismael seinen Weg. Einer der vielen Ismaele.

Einmal, es war an einem Abend nach langer Dürre, kam er an einen Brunnen, wo ein Mädchen Wasser schöpfte. Nicht um zu trinken. Sie hielt einen Krug in der Hand, doch sobald er gefüllt war, ließ sie das Wasser wieder hinunterrieseln und schaute zu, wie es vor ihren Füßen versickerte oder sich eine Rinne bahnte zwischen den Lehmkrusten des braunroten Weges.

Rahel hieß sie. Man rief sie mit diesem Namen von irgendwo hinter den Hürden her. Der Name dünkte Ismael so unsäglich lieblich, dass er hätte aufschreien mögen vor Entzücken, und die Zähne in die Lippe schlagen musste, um es nicht zu tun. Rahel ... Es klang wie die Aloë duftet in den Nächten des atemlosen Windes; es klang wie die Sternbilder leuchten über den Hirtenfeldern von Jesreel; es klang wie die Wolken ziehen über blühenden Krokusdolden; es klang wie Jahwe rauscht in den Thujazweigen des Libanon. Ismael trat näher an den Brunnen heran. Sein Weg führte auf ihn zu, denn alle Wege führen auf Brunnen zu in diesem Lande.

Der Boden war hartgetreten von den Klauen der Herdentiere, bräunlichrot und rissig, doch die nackten Füße des Mädchens waren unverletzt als wäre sie nur über Teppiche und Mandelblüten gewandelt. Drüben lagerten die Herden: dickwollige Schafe und bunte Rinder, schwarze und weiße. Viele Tieraugen schauten herüber mit jenem runden dunklen Staunen wie es Tieraugen eignet. So als sei ein einziger Gedanke in ihnen, doch dieser eine sehr tief.

„Rahel“, rief es noch einmal hinter der steinernen Hürdenmauer, aber das Mädchen rührte sich nicht. Sie blickte dem Nahenden entgegen. Anders als die Rinder und Lämmer. So als wenn sehr viele Gedanken auf ihn warteten: die einen lächelnd und schelmisch, die andern fragend und ein wenig furchtsam, und wieder andere schon nicht mehr furchtsam, schon bereit, sich ihm entgegenzuschmiegen.

„Rahel“, sprach Ismael und fühlte den Namen als flüssige Frucht auf der Zunge, süßen, durststillenden Saft, der Gaumen und Sinne labte. „Rahel – tun dir die Füße nicht weh auf dem harten Lehm Boden, er ist so zerkrustet –“

„Jakob will mir Sandalen flechten“, sagte sie und nahm einen ihrer Füße in beide Hände, während sie sich mit der Hüfte gegen die Brunnenmauer lehnte – aber es ist nicht nötig. Sieh, meine Sohle ist unverletzt, auch ohne Sandale.“

Ismael beugte sich zu ihr hinab. Er sah das weichschwellende Fleisch ihrer Sohle nicht, er sah die fruchtzarte Haut des Mädchens nicht, weil er ihre aufgetane Seele zu sehen vermeinte und das, was der seinen fehlte, in die ihre gebettet.

„Jakob tut alles, worum ich ihn bitte“, fuhr Rahel fort und warf Ismael einen Blick zu, der prüfen wollte, ob auch er einer von denen wäre, die Sandalen flechten und Wünsche erfüllen können.

„Jakob“, sprach Ismael, als wüsste er, wer das sei, von dem er doch noch nie etwas vernommen hatte, „er braucht

dir nicht länger zu dienen. Ich werde jetzt Jakob sein – für dich. Verstehst du, Rahel?“

Nein, sie verstand ihn nicht. Wie sollte sie? Sie wohnte behütet zwischen den Weiden und Wänden, die ihrem Vater gehörten. Ihre erwartungsvollen Morgenaugen waren noch jeder Verantwortung und jeder Wanderschaft unkundig. Sie lächelte. Sie versprach sich eine Fröhlichkeit vom Besuch dieses Fremden: Es würde vielleicht vor Nacht im Haus einen Streit mit Worten oder gar mit Fäusten und Äxten geben. Zwei junge sehnige Männer sind leicht gegeneinander aufgebracht. Einen Streit um ihretwillen! Das würde lustig sein! Es geschah wenig Lustiges, auch an den Abenden selten.

Lea, ihre ältere Schwester, hatte wenigstens die kleinen Buben, mit denen sie munter sein konnte und die sie schlagen durfte, wenn sie es zu arg trieben. Aber Lea duldete nicht, dass Rahel die Kinder anrührte, selbst wenn sie ihr, wie neulich der tückische Isaschar, Bündel von Disteln in das Haar warfen.

Auch die Mägde, Silpa und Bilha, hatten kleine boshafte Buben, die alle Jakob gehörten. Bloß ihr geschah wenig, und nichts, was sie fröhlich machte, wenn der Öldocht im Leuchter gelöscht wurde. Dass Jakob ihr jeden Wunsch erfüllte, dass er ihre Schafe allen übrigen vorzog, dass er ihr Sandalen oder buntgestreifte Tragkörbe geflochten hätte, oder eine Matte oder wonach sonst ihr Herz begehrt – das war zu wenig. Denn ihr Herz trachtete nicht nach Sandalen und Tragkörben, sondern nach ganz etwas anderem, nur wusste sie nicht, was es sein mochte.

Vielleicht würde es dieser Fremde sein. Noch wusste sie es nicht. Sie blickte ihn von der Seite an. Fremd sah er aus. Wahrscheinlich war er von sehr weit her, vielleicht aus dem Hügellande Samaria oder aus der traubenreichen Ebene hinter den Wasserläufen?

Sie setzte sich auf den Brunnenrand, das eine Knie hochgezogen. Den Krug, der jetzt wieder entleert war, hielt sie vor sich, an den Schoß gedrückt.

Auch der Fremde hatte sich auf die Steinfassung des Brunnens gesetzt. Nicht weit von ihr, die Zehen ihres hochgezogenen Fußes hätten seine Wade berühren können. Nein, das sollten ihre Zehen nicht; sie bewegte sie nach der andern Richtung. Er schaute in den Brunnen hinab. Lange. Als dächte er darüber nach, wie er etwas aus ihm heraufholen könnte, was doch gar nicht dort hineingefallen war.

Sie lächelte – nicht nur mit der Unterlippe, auch ihre Wangen und kleinen mandelweißen Zähne lächelten. Merke er es denn gar nicht? Jakob hätte zurückgelächelt mit seinen starken Hammelzähnen und seinen brombeerschwarzen Augen. Wie seltsam dieser Fremde war; ihr wäre es lieber gewesen, wenn er etwas weniger seltsam gewesen wäre.

Ganz vorsichtig berührte sie nun doch mit ihren hellen Zehen die dunkelbehaarte Wade – nur um ihn aus seiner Seltsamkeit aufzuwecken. Er hob den Kopf. Zum ersten Mal blickten sie einander unverwandt in die Augen. Lange. Immer noch. Wie in Brunnen.

„Wer ist denn Jakob?“, sprach Ismael, „– nur ein Name. Ein Name hat kein Recht über die Ewigkeit. Weißt du denn nicht, dass alles für die Ewigkeit geschieht – auch du, auch ich –, nicht nur für ein Menschenleben?“

Er legte die Hand auf ihr hochgezogenes Knie: „*Ich* bin es, auf den du wartest, Rahel ...“

Sie schüttelte den Kopf: „Jakob –“, versuchte sie zu erklären. Der Fremdling irrte sich. Er wusste ja nicht, dass sie Jakob versprochen war. Sie musste es ihm begreiflich machen, wenn es ihr auch leid war: „Jakob – er wartet –“

„Das ist es“, gab Ismael zu. „Er wartet auf dich. Es sind immer zwei Wege aus verschiedener Richtung, in verschie-

dene Richtung, die sich schneiden. Man wartet, man wird erwartet. Wo die zwei sich überschneiden – manche halten das für eine Vereinigung; es ist keine.“ Ihre Augen glitzerten erwartungsvolles Unverständnis. Sie wollte ihm glauben und wusste nicht, was?

Sie war sehr jung. Sie hatte noch nie in der Wüste übernachtet. Und noch nie von einem verbotenen Baum eine Feige gebrochen. Sie wusste nicht um ihn noch um sich, das war, was sie feite.

„Ich bin gekommen“, sprach Ismael, „um dich zu suchen. Suchen ist weniger als Finden, und ist dennoch mehr. Finden kann man nur einmal; suchen kann man immer.“

Sie nickte. Jetzt verstand sie ihn. Vielleicht war er doch nicht von gar so weit her, weil sie ihn so gut verstand. Vielleicht nur aus Bethel oder den Tälern der Edomiter? Sie hatte einen Oheim, der wohnte vier Tagesreisen weit von Haron, und Jakob war gar aus Beerseba gekommen. Dies hatte ihr bisher wie am Ende des Erdreichs gedünkt. Jetzt dünkte ihr das alles nicht mehr so weit, als dass man nicht bis dorthin gelangen könnte. Sie hoffte, Ismael käme von hinter den fernsten Bergen her, denen, die man nicht einmal sehen konnte, wenn man den steilen Gilead bestieg.

Und Ismael sprach weiter: „Jene Rinder dort –“, und Rahel musste wieder über ihn lächeln, denn er hatte auf die gesprenkelten Schafe gewiesen mit seiner Armbewegung – „jene Rinder erleben das, was du siehst: das Gras und die Weide, die Hürde, den Stall. Und wenn die Sonne auf sie niederbrennt, erleben sie die Hitze, und wenn es regnet, erleben sie den Regen.“

Rahel nickte. Sie schaute zu den Schafen hinüber, die er Rinder geheißen hatte. Warum er so viel über sie sprach, wusste sie nicht. Jakob hatte niemals so viel über sie ge-

sprochen, weder über die schwarzen noch die gesprenkelten. Aber er verstand es, sie fett zu machen und durch die geschälten Stäbe von Storaxstauden, die er vor ihre Tränkrinnen steckte, sie zu einer Fruchtbarkeit zu bringen, wie sie ihm für die Zwecke seiner Zukunft erwünscht war.

Doch gerade weil der Fremde ganz anders als Jakob war, freute es sie, ihm zuzuhören.

„Mit dir und mir ist es anders“, sprach Ismael weiter. „Es ist nicht das, was wir zu erleben glauben, was wir erleben. Das andere ist es. Das, worum wir kaum wissen. Schau, es ist nicht dein Knie und dein Arm und dein Atem, nicht einmal dein Blick, was mich zu dir hinzieht, als wärest du mein eigen. Es ist –“ Er hielt inne als suche er, aus sich selber herauszufinden, was er ihr damit schenken wollte. Oder als suche er solche Worte, wie sie sie zu verstehen vermochte. Denn er fühlte wohl, dass ihr Lächeln und ihre Berührung noch gar nicht ihm galten. Dass er wohl schon sie, sie aber nicht ihn gefunden oder gar gesucht hätte.

Er hob den Arm und wies in die Dämmerung hinaus, die sich noch vor dem Bleiglanz der Nacht zu erwehren suchte.

„Schau!“, sprach er, „Dort liegt das Gebirge Gilead, doch du siehst es nicht. Und dort“, er zeigte nach Mitternacht, „fern dort hinten irgendwo liegt die Furt des Jabbok, doch du siehst sie nicht. Was in deiner Seele liegt, kann ich nicht sehen, noch du in der meinen, aber wenn wir daran glauben, können wir es erleben, können wir einander erleben. Denn der Libanon trägt Zedern und am Jordan blühen die Mandelbäume, auch wenn du sie nicht siehst.“

Die Dämmerung wurde immer undurchlässiger. Bald würde es nicht nur der Libanon sein, der unsichtbar war, bald würde man weder die großen Häupter der Rinder noch das gesprenkelte Vließ der Schafe, weder die Zäune noch den Malstein an der Wegkreuzung erkennen können.

„Und wenn ein Schakal stirbt und sieht dich an“, sprach Ismael, und das Mädchen erschrak und erschauerte, weil seine Stimme in der Dunkelheit, die sie beide jetzt undurchdringlich verband, plötzlich so brüchig klang und so schwer verständlich, „und wenn dein Vater seine Handfläche auf dein Haupt legt, um dich zu segnen; und wenn dich Jakob in seinen Armen halten wird, denn das wird er – so werde ich es sein, der bei dir sein wird ... Es ist *nicht* das, was wir erleben, was unser wirkliches Leben ausmacht – nur was wir zu erleben glauben, das macht es aus!“

Und da glaubte sie ihm.

Viel später dann, als ihr Josef in den Arm gelegt wurde, ihr Erstgeborener, erwachte sie zu den Worten aus jener längst verwehten Dämmerstunde am Hürdenbrunnen, die so weit zurücklag und so unwirklich gewesen war, dass sie ihrer nur wie eines Traumes gedacht hatte. Sie meinte im winzigen Gesicht des Knäbleins die Züge zu erkennen, die der getragen hatte, von dem sie zu niemandem sprach: die Schwermut in den Abendaugen, die den Libanon gesucht hatten, den man nicht sehen konnte; den Glauben an das, was nicht ist und das deshalb nicht auslöschen kann wie das Nachtlicht im Ölbehälter; die Sehnsucht nach der Tiefe des Brunnens, in der sich nichts spiegelt. Denn was sich spiegelt und sichtbar wird, ist immer nur Oberfläche, ist immer nur Schein.

Und Rahel strich mit den Fingern, die durchsichtig geworden waren in diesen Nächten der Schmerzen, über die Stirn des Säuglings, von dem sie nicht wusste, was für ein Mensch er einst werden würde.

Wenn *nur* Jakob dieses Kindes Vater wäre ..., dachte sie und dachte es nicht zu Ende. Es war nicht in ihr, Gedanken zu einem Ende zu denken. Wahrscheinlich haben Gedanken auch niemals ein Ende.

Wenn *nur* Jakob ..., dachte sie – wäre Jakob allein nicht zu wenig? Viele Väter ... viele Mütter ..., auch ich allein bin zu wenig ...

Und sie herzte den Kleinen, von dem sie so wenig wusste wie von jenem Fremden, dessen Weg unauslöschlich durch sie hindurchgegangen war. Spuren, die über Steppensand gehen, sind bald verwischt und verschwunden. Von Schritten, die über krustigen Lehmboden gehen, bleiben keine Spuren zurück, weil der Boden sie nicht aufnahm. Schritte, die durch eine Seele hindurchgehen, sind nicht zu sehen und nie zu verwischen. Und Rahel saß auf der Matte, die Jakob für sie geflochten hatte, und säugte ihr Kind. Und sie saß vor der Weberspule und webte beim flackernden Öldocht. Sie webte an einem Gewande für Jakob, denn sie hatte geschickte Hände. Sie lebte und webte und starb.

Und Ismael schritt zurück in die Wüste, aus der er gekommen. Es gibt viele Ismaele.

Er nahm von Rahel nichts mit sich als den Glauben, dass er ihr begegnet war. Mehr wollte er nicht von ihr. Er wollte sie schonen. Sie hatte Jakob, und sie hatte das Leben, und nun hatte sie eine Seele, die voll von Krokusglocken war, die alle läuteten. ‚Ismael‘ würden sie läuten, und das war keine Sünde, das war nur ihr Schicksal.

Er aber hatte nichts, nicht einmal seine ganze Seele. Doch als er dieses dachte, ward es Gesang, und Gesang ist einer der Wege in die Wahrheit.

*„Siehe, wie silbern wir sind, wenn der Mond durch  
uns beide hindurchscheint!*

*Siehe, wie eines wir sind, wenn der eine webt und  
der andere wandert ...*

*Siehe, wie einsam die sind, deren lügende Lippen  
sich finden!*

*Siehe, wie ewig die sind, die nicht Mahl und  
nicht Matte vereinte ...“*

Ismael saß auf einem Felsblock des Karmelberges, der schroff und bläulich beschattet in den grünen Abendhimmel hineinsprang. Nachtschattenkraut umwucherte wirt das Felsgestein und Ismaels zerwanderte Füße, die bis über die Gelenke im dichten Blattgewirr staken, als seien sie alles eines: der Karmel und die Nachtschatten und der Mann.

Stille ringsum. Nur Wolken und Kraniche durchzogen die smaragdene Klarheit des Himmels. Tief unten lag das große Meer. Denn vom Karmel aus kann man nicht nur die bläulichen und weißen Felsen und die tieftiefen Ebenen überschauen, man kann auch das gewaltige Wasser sehen gen Sonnenuntergang zu. Und wer es sieht, wird einbezogen in das ewige Harfenrauschen der Schöpfung.

Ismael saß, den nackten braunen Oberkörper ein wenig vorgebeugt. Er hob den Arm und beschattete seine Augen mit der braunen Hand, um weiter hinüberschauen zu können in die Ewigkeit jenseits des Meeres. Und diese Bewegung war so schön, dass ein Weib, das in einiger Entfernung ihre Ziegen hütete und ihn gewahrte, bis ins Herz hinein erschrak, als habe sie eine Sünde begangen. Sie hätte ihre Ziegen wohl nicht hier in seiner Nähe weiden dürfen? Sie stolperte über eine Wurzel, oder war es ein flinker Klippdachs gewesen, der aufgescheucht zwischen ihren Schritten ins Geröll entuschte. Sie raffte sich empor und sammelte mit furchtsamem halblautem Lockruf ihre Ziegen um sich. Wie hatte sie sich nur so weit hinaufwagen dürfen, fast bis zum höchsten Gipfel, der Jahwes Himmelsthron sein mochte. Sie sah Jahwe nicht, doch sie nahm an, dass der Mann dort oben ihn sehen konnte, wenn er nicht gar zu ihm gehörte, einer seiner Cherubim war? Sie wischte mit der erdigen

Hand über die erschrockenen Augen und machte sich mit ihren Ziegen eiligst auf den Abstieg, denn der Abend würde gleich aus grün violett werden und dann schwarz und beschwerlich, und ihr Abstieg bis zum Zeltendorf war steil und noch weit. Alraune blühten und dufteten über den Abgründen und tiefen Felsspalten. Krokusse nicht. Die blühen nur in den Niederungen.

Auch Alraune duften wie Glück.

Ich werde immer zu Rahel zurückkommen, nahm Ismael sich vor. Und wenn auch Zeiten darüber vergehen und Stecklinge zu Baumriesen wachsen und Inseln wie Wolken zergehen. Ich werde immer zu ihr zurückkehren – ich werde immer nach ihr suchen. Und so geschah es ...

Jahrhunderte sind nur die Sprossen einer Leiter, die zwischen Erde und Himmel schwebt. Sie können abwärts oder aufwärts beschritten werden. Das Frühere kann zu einem Späteren, das Spätere zu einem Vorangegangenen werden. Jahrtausende sind nur die Sprossen der Himmelsleiter. Wolken und Kraniche ziehen über den Karmelrücken und über die Felsenküste des Großen Meeres.

Krokusse läuten in den Niederungen und auch Alraun duftet wie Glück.

## DIE TAFELN

Ismael – man sagt, das bedeute ‚Gott erhört‘. Es bedeutete auch damals schon alles eher als Gebetserhörung. Wie hätte ihn Gott sonst in die Wüste gestoßen mit viel zu wenig Trinkwasser im ledernen Schlauch. Immerhin glaubte man zu jener Zeit an väterliche Großmacht und also war auch Ismael dem Gott seiner Kindschaft noch nicht aus der Umarmung gefallen. Kann ein Glaube nicht mehr ausrichten als ein praller Lederschlauch voll Quellwasser?

Es ist nicht überliefert worden, wie man ihn damals nannte. Es gibt ungezählte Ismaele. Auch dieses Geschehen ist nicht überliefert. Es ist dennoch wert, dass es hier erzählt werde:

Es trug sich zu, als Moses zum zweiten Mal auf das Gebirge Sinai hinaufstieg. Über die Ebene von Maghara mit ihren Kieshügeln und umzäunten Lagerplätzen floss grelles nachmittägliches Gold. Und Ismael war betrübt, weil es ihn an das goldene Kalb gemahnte und an des Pharaos versinkenden Waffenglanz im Schilfmeer und an das Aufleuchten in Mose Augen, als die Prachtwagen versanken.

Nicht allein darüber war Ismael traurig. Er wusste zu viel. Gleich all jenen, deren Seele nicht ihnen allein zugeteilt wurde, sondern noch von anderen – Gott weiß von welchen und wie vielen anderen – hinausgetragen wird durch Steinzeit und Rosenzeit und die Namenlosigkeit von Leerläufen und Lebensläufen.

Er wusste von Versunkenem und Auferstehendem, denn Traurigkeit grenzt an beides. Er wusste von giftigen Teichen, in die man sich stürzt, um Vergessen zu suchen; um Gottessöhne, die durch finstere Täler und missverstandene Legenden wandern, einer so wundervoll begnadet wie der

andere, und doch die einen um der andern willen verkannt und gering geachtet. Er wusste um Worte, die Offenbarungen, und Worte, die Steinwürfe sind, die man hinterrücks schleudert und immer schleudern wird, solange es Steine und Flüche und Widersacher gibt, deren man sich nicht anders zu erwehren versteht. Er wusste von Gottesnot, die sich immer wieder Moloche formt, wenn sie nichts Erhabeneres findet, davor zu knien. Und so war er um eines weiser als Moses: im Vorausschauen in die Zukunftslosigkeit der zehn Gebote und der zehnmal zehntausend, welche an diesen zehn schmarotzen würden.

Dennoch glaubte er sich mit Gott verwandt zu jener Zeit; mehr noch: befreundet: Ein Freund ist näher als ein Vater. Ein Freund ist näher als ein Bruder. Ein Freund ist näher als ein Gott.

Er nannte diesen Freund nicht Baal, weil er nicht den Besitzer in ihm sah, sondern den Nächsten. Er nannte ihn auch nicht Jehova, wie die andern im Zeltlager es taten, auch nicht Abba oder Dagon oder König der Cherubim. Er nannte ihn mit gar keinem Namen, um ihn nicht zu verringern und zu vergewaltigen.

Sind nicht Namen wie Schnitzbilder und Gussbilder, die wir uns machen, um etwas an uns zu nehmen, das sich unserem Zugriff sonst entzöge? Namen sind unheilig wie die goldenen Moloche auf ihren Altären.

Ismael hatte nicht mitgetanzt im Taumeltanz um das vierbeinige Ungeheuer, das sie aus den Ringen und Ketten und Spangen der Weiber gegossen hatten. Ihm ekelte vor diesem gesalbten Moloch.

Das Mädchen, das ihm damals anhing, wollte ihn mit hineinzerren in den Kreis der Taumler. Er hatte sie mit einem Tritt in den Leib von sich geschleudert. Er hatte nicht mitgetanzt. Nein, er mochte das goldene Tier nicht für eine

Gottheit halten, die gefallenes Volk aus der Dürre in die Fruchtbarkeit führt. Er hatte sich wütend abgekehrt von der plumpen Gestalt, wiewohl Bezaleel, der Sohn Uris, mit viel Fertigkeiten ausgestattet, des Kunstwerks Urheber zu sein sich rühmte. Noch bestürzter stand Ismael, als es ihm gelang, einen Blick auf eine der engbeschrifteten Gesetzestafeln zu werfen, bevor Moses sie am Vorderleib des fettglänzenden Kalbes zertrümmerte. Auch auf Moses selber war sein entsetzter Blick gefallen, auf eine Stirn, die zerkrampft und zerkerbt war von der Unzahl der Gebote, die den zehn zu Stein gewordenen noch angefügt werden sollten.

Als nun Moses zum zweiten Mal in den weißen Wolken über dem Sinai verschwunden und eine lange Zeit voll stumpfen Warten über das Lager der stumpfen Nomaden hingekrochen war, schlich sich Ismael aus der Umzäunung, ohne dass die Lagerwächter ihn bemerkten.

Er wollte verhindern, dass Moses ein zweites Mal aus den Wolken nichts als diesen armseligen Jahwe zurückbrachte. Stein und tönernes Geklapper: Ihr sollt nicht – Ihr sollt nicht – Ihr sollt nicht! War solches denn besser als ein Kalb aus gleißender Bronze und schmalziger Salbe, das gnädig überblenden sollte, was hinter und was vor einem lag?

Der Weg, den Ismael einschlug, war öde und wurde öder mit jedem Schritt. Kein Weg war es, eine Weglosigkeit.

Die Kieshügel hinter sich lassend, arbeitete er sich keuchend vorwärts. In Distelgestrüpp geklammert, an den langen Ruten des blattlosen Sandginsters sich emporziehend, gelangte er von Felsvorsprung zu Felsvorsprung. Ein Hamster sprang über seine Finger und verschwand im Höhlenspalt; ein kleiner grüner Basilisk verbarg sich im raschelnden Buschwerk.

Aus dem Hyänental zu seiner Rechten brach das misstönige Geheul der Raubtiere. Ismael fürchtete sich nicht vor den Panther und Pardern, deren Jagdzüge, von bleichen Knochen gezeichnet, ihre Spuren über die Felsenplatten und Abhänge wiesen.

Schlangennadler und Aasgeier fuhren kahlköpfig von ihrer Mahlzeit auf und flügelten missmutig mit heiserem Schrei bis zur nächsten Felsenzacke, um von dort aus den Eindringling mit ihren bösen Blicken zu verfolgen.

Nicht Melde noch Myrthe blühte in dieser Höhe, nur das Sträuchlein der Cistusrose schwitzte seinen wohlriechenden fettroten Saft in die heiße Stille.

Langsam stieg Ismael höher und höher.

Endlich vernahm er ein Geräusch von herabrieselndem Geröll, von Schritten, die sich vorsichtig herabtasteten, schwer, wie die eines Schwerbeladenen sind.

Und dann sah er Moses kommen, verschrammt und zerschunden und knochendürr nach dem langen Darben. Und dennoch glänzenden Angesichts. Ismael trat ihm in den Weg. „Moses!“, rief er, und so voll Vorwurf und so dumpf von Vorwurf wucherte der Anruf, dass er alles Weitere zu ersticken drohte. „Wie unterstehst du dich, mir zu folgen!“, zürnte Moses. „Hat Jahwe es euch nicht ausdrücklich untersagt, diesen Berg zu betreten?“ „Schweig!“, herrschte Ismael ihn an wie einen Gebannten. „Ich bin nicht Aaron. Ich bin keiner von deiner Herde, noch einer der ägyptischen Zauberer, mit denen du zu wetteifern trachtest. Zu Jambres und Jamnes magst du in dieser Weise von Jahwe reden – zu mir nicht.“ Moses wollte heftig dreinfahren, doch Ismael flammte ihm entgegen: „So du mich nicht anhörst, entreiß mir dir deine Tafeln und zerschmettere sie hier am Gestein!“

Moses war ohne Furcht um sich selbst, wenn auch sein Wuchs dem jungstarken Ismael nur bis zur Kehle reichte.

Wohl aber fürchtete er für die beiden Tafeln. Er hatte sie in redlichem, rastlosem Eifer bemeißelt und im glühenden schmerzlichen Glauben, seinem Volk auf diese Weise Schwären und Sünden vom anfälligen Leibe zu halten. Ein drittes Mal würde ihm Jahwe nicht mehr die Kraft dazu geben. „Zerbrich deine Tafeln!“, bat Ismael, jetzt geradezu demütig vor Eindringlichkeit, „Zerbrich die Tafeln!“

Er setzte sich, die Knie weit auseinandergespreizt, auf das Steingeröll eines versickerten Wasserlaufes, der Moses als Auf- und Abstieg gedient hatte. Moses konnte nicht an ihm vorüber, denn rechts und links stieg die Bergwand steil empor, und Gebüsche mit Dornen von tödlicher Schärfe verstellten jeden andern Ausweg. Moses konnte nicht an Ismael vorüber. Auch über ihn hinwegsteigen konnte er nicht. Mit der schweren Last unter seinen beiden schon mattgewordenen Armen war er weder zu Sprung noch Flucht noch zu einem Ringkampf fähig.

Er lehnte die Tafeln an das Steingeröll der Wegrinne und setzte sich gleichfalls nieder; ein wenig höher als Ismael, sodass seine rissigen Zehen, die aus den zerfetzten Sandalen hervorstachen, Ismaels nackte Schulter berührten.

„Abtrünniger!“, sprach Moses mit gemäßigtem Vorwurf; er wollte den andern nicht erzürnen, nur zerknirschen, „Möge Jahwe dich nicht um deiner Missetat willen aus dem Buch streichen, das er führt!“

„Ich bin nicht abtrünnig“, entgegnete Ismael mit beherrschter Heftigkeit, „*meinem* Gott nicht. Dem deinen, den du uns auferlegst, habe ich mich nie unterworfen.“

„Und doch hat er uns aus Ägypterland geführt und hat uns das Schilfmeer zur Furt bereitet und Pharaos Streitmacht zu Schanden geschlagen um unseretwillen.“

Moses hatte diese Beschwörung schon so oft wiederholt, dass er kaum noch Gedanken dabei zu bewegen brauch-

te. Die Worte liefen von selbst über seine vertrockneten schwärzlichen Lippen.

Ismael lächelte. Soviel Unsägliches, geschärft von Gram, zerschnitt sein Lächeln, dass Moses es sich nicht zu deuten wusste. „Ägypterland ...“, sprach Ismael halblaut, und es klang, als wenn er aus einer Versenkung spräche. „Es ist nicht Ägypterland, wovor wir uns fürchten sollten. Wie herrlich stand die Ruhe der Sternbilder über den Häuptionern der Pyramiden ... Hast du nie ihre Sprache verstanden und ihre Schrift zu deuten versucht, du Zeichenkundiger?“

„Doch!“, nickte Moses gedankenschwer. „Sie war aber nicht an das Volk gerichtet, das Volk braucht ganz andere Zeichen.“ „Ägypterland ...“, behutsam erhob sich Ismaels Stimme, als streichele er die Haut einer Geliebten, „– wie begütigend flüsterten die Wasser des Nil durch die diamantenen Nächte ... die Wasser des Nil, vorüber an den Lustgärten der Pharaone, vorüber an den Wundern ihrer Paläste ... Es sind die sterblichen Pharaone nicht, deren Sklaven zu werden wir uns fürchten sollten. Sklaven zu werden von dem da“ – er wies mit zorniger Stirnbewegung nach den Schrifttafeln im Geröll –, „davor sollten wir uns fürchten!“

Moses schüttelte die ergraute Haarlocke zurück, die ihm über die Augen fallen wollte.

„Nur mit Geboten, die streng sind wie dornige Stau-  
pruten, kann man das Volk auf den rechten Weg treiben“, sprach er müde.

„Mit Geboten treibt man es erst recht in die Wildnis“, widersetzte sich Ismael, „– begehen werden sie alle Todsünden, so oder so. Aber Sünden, die wie Wegblumen sprießen, sind bescheidener als solche, die man in heimlichen Hainen großzieht. – – – Abgötterei treiben – töten – stehlen – ehebrechen – begehren –, glaubst du, dass dein Volk je aufhören wird, diesen Lastern zu frönen?“

„Ich glaube es“, sagte Moses, „aus Furcht vor Jahwe, aus Furcht vor der Staupe.“

„Jahwe! Staupe!“, schrie Ismael auf. „O, wenn ein Gott zur Staupe seines Volkes wird, wie muss es schändlich um dieses Volk bestellt sein! Wie schändlich um seinen Gott!“

Moses beugte das Haupt tiefer auf seine Brust. Er gab keine Antwort.

„Halten werden sie nur das da!“, knurrte Ismael und deutete verächtlich auf eine Papyrusrolle, die Moses vorsorglich zwischen Haut und Rock verborgen getragen hatte. Auf ihr standen die sieben mal siebenzig Gesetzesbestimmungen eingezeichnet, die er außer den steinernen Tafeln für sein Volk zu Tale trug.

Die Rolle war den geplatzten Nähten des Gewandes entglitten. Ismael griff mit feindseligen Fingern nach ihr. Die Zeichen leuchteten ockerhell in der ockerhellen Beleuchtung des scheidenden Tages. Die Sonne senkte sich hinter die Berge von Horeb hinab, und gelblicher Dunst quoll geil und unbezähmbar aus den Wüsten Maghara und Pharan, den endlosen Wüsten zu Füßen des Sinai.

„Das da!“ Hass schwelte aus Ismaels Blick, als er sich über die Rechtsatzungen beugte, um sie zu entziffern: Anweisung für die Heilige Lade – für den Schaubrottisch – für die goldenen Leuchter – für die heiligen Kleider des Aaron und seiner Söhne – für die kupfernen Waschbecken der Priester – für das heilige Salböl – Einschärfung des Sabbathgebotes – Vorschriften für das Brandopfer, für das Speiseopfer, für das Sündopfer, für das Räucheropfer, für das Schuldopfer, für das Heilsopfer –

„Allmächtiger Gott!“, brüllte Ismael auf, als wäre er am Ertrinken, „in wieviel Opfern noch sollen sie Zuflucht nehmen mit all ihren Sünden!“

Moses hob den wirren Bart nicht aus der Höhle zwischen Brust und Kinn. Mit kratzendem Fingernagel fuhr Ismael über die sorgfältig und kunstvoll bemalte Papyrusrolle:

„Vorschriften – Strafgesetze – Vorschriften – Strafgesetze – Vorschriften, Vorschriften, Vorschriften! Moses!“ brüllte er den in sich Versunkenen an. „Warum willst du uns also zu Grunde richten! Warum willst du uns das Letzte nehmen, was die Pharaone uns ließen und die Wüste noch nicht in uns verdorrt hat: die Schuldlosigkeit aller Schuld! Die eine einzige Rechtfertigung, die uns blieb: ‚Wir wussten nicht, was wir tun‘? –“

„Weil Jahwes Zorn mächtiger sein muss als Jahwes Liebe“, entgegnete Moses, und der Kummer überschattete die Strenge in seinen tiefliegenden Augen, die über Ismael hinweg in den ockergelben Dunst der endlosen Wüste schauten. „Weil Jahwe dieses Volk ebensowenig zu lieben vermag wie ich, der ich es aus Ägypterland geführt habe, wo es ihm zu wohl erging, um sich um Jahwe zu kümmern.“

„Und weshalb tatet ihr das, Jahwe und du?“, begehrte Ismael zu wissen. „Weil wir glauben, dass Ungeliebtes sich einmal wird lieben lassen – einmal – drüben im gelobten Lande.“ Er machte eine Armbewegung nach Nordosten hin, wo er hinter den Kieshügelrücken neue Wüsten wusste. Die Wolken, die darüber lagerten, schien er einzubeziehen in seine Armbewegung.

Wie schön sie waren, die Wolken, für die es keine Hüden gab, keine Todsünden und keine Satzungen! Ismael riss seinen Blick zurück auf die verdorrte Erde: „Lästerung ist es, Gott den Schöpfer dieser Welt zu heißen – dieser Wüsten – dieser Abgründe, dieser Einöden mit all ihrer Dürre und Dürftigkeit! Und uns die Ebenbilder des Schöpfers! Begreifst du nicht, was du Gott damit antust! Wenn einem Handwerker missrät, was er schafft, schilt man ihn einen

schlechten Handwerker. Du aber suchst ihn, den du Schöpfer nennst, rein zu waschen von seiner Schuld an uns, indem du sie den Geschöpfen zuschiebst! So müsstest du auch den Schemel schelten, der auf wackligen Füßen steht, oder das Holz oder das Beil, statt der Hand, die ihn hätte fest und gerade erschaffen sollen!“

In Mose Augen lag mehr Schmerz und Ratlosigkeit, als Ismael je in ihnen entdeckt hatte.

„Diese Schöpfung“, sprachen die Augen und sprach die schwere Zunge, „– wissen wir, warum Gott es tun musste, und so tun musste und es ohne unser Zutun nicht besser wird? Ohne *unser* Zutun“, wiederholte Moses noch einmal, die Worte hervorhebend wie ein sehr schweres Gewicht.

Nun schweigen sie beide. Und jäh wurde es Nacht.

Gebell von Schakalen, Geheul von Hyänen klagte noch einmal misstönig aus den Schluchten herauf und verstummte. Nur der betäubende Duft der Cistusrosen lagerte über den Einöden des baumlosen Sinai. „Wir müssen hier schlafen“, sagte Moses, „es ist zu finster, um jetzt hinabzusteigen ins Tal. Lege dein Haupt an meine Knie und schlafe, mein Sohn!“

„Und du?“

„Ich habe noch mit Jahwe zu verhandeln“, erklärte Moses mit veränderter, wieder erhärteter Stimme, „wegen der Bundeslade und wegen der Tamburine. Und ob es ihm wohlgefälliger ist, wenn wir den roten Hyazinth statt des grünen Onyx für den Leibrock der Hohenpriester wählen?“

Ismael fuhr empor, er warf beide Arme hoch, den nahenden Schlaf zugleich mit diesem wahnwitzigen Frevel abzuwehren. Mit der Schulter stieß er Moses Knie zurück, das ihm als Lehne hatte dienen wollen.

O, dass Gott dem Volk keinen größeren Führer gegeben hatte als diesen Steinmetz und Schriftgelehrten! O, dass sich

dieser Gelehrte nicht davon abbringen ließ, die Sehnsucht der Menschen durch Lendenschurze und Armringe einzukreisen! O, dass er wähnte, die Seele der Menschen durch Festgewänder und Edelsteine festigen und edeln zu können! O, dass er meinte, Gut und Böse voneinander geschieden zu haben, wenn er Gesetzesworte zwischen ihnen aufwarf, diese viel zu niedere, viel, viel zu niedere Umhürdung zwischen Lämmern und Wölfen! Die Wölfe werden die Lämmer zerreißen und wird kein Gut und wird kein Lamm übrigbleiben, noch ehe der Tag graut!

„Zerschmettere sie! Zerschmettere sie, deine steinernen Unmöglichkeiten!“ polterte Ismael in verzweifelter Raserei: „Der Satan hat dich geheißt, diese Gesetze zu meißeln! Gebrechen und Verbrechen werden sie über uns bringen! Den Satan, nicht Jahwe trägst du zu uns herab mit den Tafeln! Alles, was geschrieben ist, alles, was gemeißelt ist, alles, was nicht gewachsen ist und Früchte tragen kann, ist ein Werk des Satans!“

Schwer legte sich Moses knochige Hand auf die Schulter des Jüngeren, der sie unwirsch abschütteln wollte.

„Du und ich, mein Sohn“, sprach Moses unbeirrbar ruhig, „wir wissen, dass Jahwe seine Worte auch aufwachsen lässt in den hohen Zedern des Waldes und den Lotosbüschen im Niltal. Wir hören seine Stimme im Therebinthain und im Wüstenwinde. Wir sehen seine Blicke im Lächeln der Lilien und im Licht der Gestirne. Ich und du, mein Sohn, aber wir sind für Gott zu wenig. Das Volk erkennt das Gewachsene nicht als Seine Sprache, es sei denn, dass es in Mannatropfen auf seine Begier regnet. Das Volk braucht Zeichen von Stein in Stein, von Menschenfingern gemeißelt. Ich bin der Griffel Jahwes. Ich leihe mir Jahwes Schrift. Ich schreibe Jahwe herab, um das Volk für immer an Jahwe zu verschreiben.“

„Nein! Nein!“ , wehrte sich Ismael noch ein letztes Mal, schon fühlend, dass sich sein Widerstand festlief in der Unbeugsamkeit dieses Mannes, wie ein ungefügter Karren in lehmigem Ackerboden. Lehm ist stärker als ein Karrenrad.

„Nein, Moses, nein! Begreifst du denn nicht, wie du das Volk vergewaltigst durch diese Verschreibung?“

Moses bewegte das breite bärtige Kinn in Zustimmung, als habe dieser Vorwurf gerade seine Absicht beim rechten Namen genannt. Er krampfte seinen knöchernen Griff tiefer in die ungebärdige Schulter:

„Es geht mir nicht um das Volk – es geht mir um Gott! Ihn darf ich nicht verlassen. Das Volk darf ihn nicht verlassen. Mit Gesetzen binde ich es an ihn, mit den Gesetzen, die es brechen wird, mit den Verfehlungen, die es begehen wird, kette ich es an ihn. Gerade mit seinen Verfehlungen, gerade mit seinen Sünden! Was gehen mich die Sünden des Volkes an, wenn sie es nur fester an Jahwe binden – unlöslich an Jahwe binden, so mögen sie gesegnet sein!“

Ismael verstand nicht – war er zu müde, war es zu verworren, was Moses redete.

„Wie?“, fragte er ungläubig, „du willst dem Volk die Gesetze geben, damit es sie übertrete?? Du willst das Volk an die Kette seiner Sünde legen, wie einen Wächterhund, damit das Volk – Gott bewache??“

Stockend, jede Silbe von Frage überlastet, stemmte sich Ismael des Mose unfasslicher Berechnung und Absicht entgegen. Ein tiefer Seufzer war die Antwort. Eine schwere Bejahung war dieser Seufzer.

Moses wollte dem Ungestüm des Jüngeren Zeit gönnen, sich in das Unabänderliche zu fügen, und dessen Müdigkeit kam ihm dabei zu Hilfe.

„Schlafe, mein Sohn!“ Nach einer langen Weile unterbrach die brüchige Stimme noch einmal das Schweigen:

„Du wirst weder Jahwe noch Satan, weder das Volk noch dich selber ändern durch deine Empörung. Ändern können wir gar nichts, weder das Kind im Mutterleib, noch den Mann im Sturm seines Blutes. Wir können nicht dem Blut noch dem Sturm noch dem Geist Gebote setzen. Nur den Gliedern. Sie lassen sich zu Gehorsam zwingen. Wir müssen strenger sein als wir wollen. Wir müssen weit strenger sein als wir wollen, um das Ziel zu erreichen. Wer sich auf Strenge stützt, hat einen starken Mandelstab unter der Hand. Und wir haben noch weit zu wandern. Noch weit zu führen habe ich euch, meine Herde!“

„Und wohin denn? Wozu denn? Wenn auch das Ziel nichts ändert an der Schwäche des Volkes?“

„Weil ich Mitleid habe mit Gott“, sprach Moses heiser und strich mit der feuchten Hand über Ismaels Schläfe und Stirnhaar. Beschwichtigend, lähmend wirkte der Druck der breiten Knochenfinger auf die geschwollene Stirnader.

„Weil ich Mitleid habe mit Gott. Er braucht uns mehr als wir ihn brauchen – – – er ist so allein – –“

Ismael schwieg – aus gedämmter Verwunderung, aus überflutender Schläfrigkeit, die ineinander verschwammen.

Mitleid ...? stammelten seine Gedanken im Entschlummern. Wenn Er Mitleid brauchte, wäre ja alles gut ... alles gut ... Aber braucht Er uns wirklich? Braucht Er uns wirklich? Oder ist alles ganz anders? Ganz anders ...

Dies war die schwarze Stunde, da Ismael mit Moses rang und Moses ihn besiegte. Denn Moses war größer im Glauben, wenn auch sein Glaube nicht der größere war. Gerade weil es kein großer Glaube war, stand er zäh und stämmig wie ein Buchsbaum und nicht der ranken Silberpappel gleich, die jeder Regenwind zu biegen und beugen vermag.

So endete Ismaels Kampf gegen Moses, der nicht überliefert wurde, weil er keine Zeugen hatte und keine Zukunft.

## DAS WIDDERHORN

Ismael, jener, von dem das Pentateuch berichtet, der Vater der Nomadenstämme, hatte einen Sohn.

Seine zwei Lieblingssöhne waren Kedar und Kedna. Doch zutärkst liebte er nur einen von ihnen: den, den er entbehrte, den, der nicht bei ihm war und den er deshalb auf dem Wege meinte. Und einmal war es der eine und immer der andere, den er liebte. Denn es war auch in ihm jenes, was über sich selbst hinaus will, weil das Eigentliche erst dort liegt, wo das Ich nicht mehr weiter kann.

Und es war noch anderes in ihm, wovon er nicht wusste: Die Zärtlichkeiten einstmals gespürter Vaterliebe, damals, da er der Stolz eines greisen Mannes gewesen war, der ihn auf seine Schultern gesetzt hatte und zwischen den Zelten und den vielen neidischen Weibern dahingetragen hatte, stark und allmächtig wie ein Maulesel. Es war Heimat um ihn gewesen: Feuerherd und Stroh in der Bettstatt und Näpfe voll Weizengries und Ziegenmilch und Honigkuchen.

Doch war auch viel andres in ihm, was gegen das Behagen und die Speisen und gegen die Erinnerung an die Vaterblicke aufstand: Da war Sarai, die Herrin, seines Vaters Weib, die hatte seine Mutter geschlagen, ehe er und nachdem er auf die Welt gekommen war. Mit scharfen Distelruten hatte sie seine Mutter gezeißelt, immer wieder und wieder, und der greise Mann hatte es ihr nicht untersagt, sondern gesprochen: „Tue, wie dich gelüstet, denn die Sklavin ist dein!“

Und seine Mutter, Hagar, die ägyptische Magd, hatte nicht die Hand gegen sie aufheben dürfen – nur den Arm als Schutz vor das Angesicht.

Diese Rutenhiebe, die er nicht am eigenen Leibe gespürt hatte, hatten ihn tiefer getroffen und nachhaltiger als Schlä-

ge, die Haut und Fleisch zerreißen. Alle Tränen, die seine Mutter geweint, alle Verwünschungen, die seine Mutter auf brennenden Lippen zerbissen hatte, in das Stroh ihrer Bettstatt, in ihre striemengezeichneten Arme hineinverbissen, – nein, in ihn, ihren Sohn hatte sie den Hass gegen Sarai hineinverbissen, ihren ohnmächtigen und deshalb unauslöschlichen Haß. Man trägt mehr Narben an der Seele, als ein Leben sie zu gravieren vermocht hätte. Deshalb musste Ismael unaufhörlich nach Auswegen suchen, auf denen es sich den Striemen der Erinnerung entweichen ließ.

Er war von je Streitbar und rauflustig gewesen. Hatte er einen seiner Widersacher mit kräftigem Steinwurf getroffen, schien es, als wäre das, was auf ihm lastete, ein wenig abgetragen. Doch über ein Kleines war es wieder da, drückte und knirschte und war durch keinen noch so wohlgezielten Steinwurf herauszuschleudern.

Als er gerade zu verstehen begann, was sich mit Bewegungen und Schluchzen erklären lässt, hatte ihn seine Mutter zu den Stätten ihrer Erinnerungen geführt, um sie auch in seine Seele zu legen. Sie wusste nicht, dass sie ohnehin schon in ihm lagen: Die Steppenflächen von Beerseba – Sand und Disteln – Disteln und Sand. Und die Wüste auf dem Wege nach Sur, wo die heimtückischen Parder blutgierig auf Beute schlichen; jene Wüste, in die Hagar das erste Mal vor Sarai geflüchtet war, das Kind unter ihrem zitternden Herzen. Da lag der ‚Brunnen des Lebendigen‘, so hatte Hagar ihn benannt, den der Gott des Schauens ihr gezeigt hatte in ihrer Verlassenheit. Sie gab ihm sehr große Worte, diese verprügelte arme Ägypterin; sie verstand es wahrscheinlich selber nicht, was es mit ihren Worten auf sich hatte. Sie schlug die Augen nieder, wenn sie von Ihm sprach. „Den, der mich erschaute“, nannte sie Ihn, und es war derselbe, der sie gezwungen hatte, zurückzukehren in

die Gewalt der herrischen Sarai, um sich weiter von ihr misshandeln und strafen zu lassen – um Ismaels willen.

Und später zeigte sie ihm die Stelle, wo sie beide gelegen hatten, dem Verschmachten nahe. Er unter diesem Bocksdornstrauch, der einen dolchschmalen, zackigen Schatten warf, noch heute wie damals. Denn solche Dorngewächse werden nie höher als Knabengestalten, so alt sie auch sein mögen.

Sie hatte in einer Sandmulde, einen Bogenschuss weiter, gelegen, denn sie konnte das Sterben ihres Kindes nicht ansehen. Doch Jahwe hatte sein Plärren gehört und erhört, und ihre Augen waren aufgetan worden und hatten eine Wasserquelle entdeckt. Und sie hatten getrunken – getrunken!

Zuerst er – aus der gehöhlten Mutterhand, denn sein kleines Händchen vermochte das Nass nicht zu halten. Erst er, immer wieder er. Und als er nichts mehr mochte, hatte sie sich niedergeworfen und selber geschlürft, hatte geweint und geschlürft, und mit beidem nicht aufhören können. Vor Schwäche und vor Freude. Nur weinend hatte sie vermocht, Jahwe Dank zu sagen für das Leben ihres Kindes. Und dann hatten sie den leeren Wasserschlauch, den Abram ihnen mitgegeben, der längst flach und hart und rissig geworden war und wie ein toter, sonnengedörrter Schlangenleib dalag, frisch angefüllt, bis er prall und schwer von Hagens Nacken über ihre Brust herabhing.

Dies alles war in Ismael geblieben: der Durst und der Tod, der Schlauch ohne und der Schlauch voller Wasser. Dies und noch vieles mehr. Auch Jahwe in vielerlei Gestalt. Und weil es so viel war und dem Raum, der es trug, Anfang und Ende fehlten, wusste er sich oftmals nicht anders zu helfen, als dass er Steine aufhob, die schwersten und zackigsten, die er finden konnte und, so er keinen Widersacher vor sich sah, sie weit hinausschleuderte und hoch hinauf

und zwischen den scharfen Raubtierzähnen einen Fluch knirschte, der jeden vernichtet haben würde, den er traf. Mit Steinen und Flüchen aber, die man ins Blaue schleudert, ist es so, dass sie zurückfallen auf die Stelle, von der sie geschleudert wurden. Streitbar war Ismael, Abrams Erstling, und wusste oftmals nicht, um was und gegen wen er hätte streiten mögen. Voll Zorn war er, der in ihm fraß und schwelte gleich windgejagtem Steppenbrand, anheimgegeben den jeweiligen Treibern, die ihn in diese oder in jene entgegengesetzte Himmelsrichtung jagen können.

In manchen Nächten wusste er Richtung und Ziel.

Er hasste Sarai. Hasste Sarai für jeden Geißelhieb, der seiner Mutter gekrümmte Schulter getroffen hatte. In Hagars Gesicht wären die Hiebe gepeitscht, wenn sie ihre Arme nicht schützend vorgehalten hätte. Anders als um ihr Antlitz vor den Schlägen zu schützen, hatte sie nie ihre Arme zu erheben gewagt, die rechtlose Leibmagd.

Er hasste Sarai. Wollust war in diesem Hass, und er schmeckte wie brennender Traubenwein an brennendem Gaumen.

Doch er hasste auch Hagar, seine eigene Mutter. Und dieser Haß war ohne Wollust und bitter wie die giftige Wermutblüte.

Er hasste sie um der Misshandlung willen, die sie sich hatte antun lassen, um der Schmähworte willen, mit denen Sarai sie belegte, vor allen Dienerinnen und vor Abram, der zu groß und zu greis war, um sich der Schutz- und Schuldlosen anzunehmen. Er hasste seine Mutter um aller Schmach willen, die sie tagtäglich erduldet und heruntergeschlürft hatte, wie das faulige Tümpelwasser, das Sarai sie zu schlürfen zwang, um sich an ihrem Ekel und Würgen zu weiden.

Er hasste seine Mutter und er hasste sich selber, weil er keine andere Waffe gegen seine Verworfenheit fand, als sei-

ne Mutter zu hassen. Viel später erst, als er selber Mann war und seine Söhne um seine Knie sich balgten – Thema und Duma und Misma meinte er zu wissen, dass es noch andere Möglichkeiten gab, als Rachgier und Zorn in sich hineinzufressen, wie das widerkäuende Vieh auf der Weide.

Kedar und Kedna waren die zwei, die ihm glichen, und jener von ihnen, der nicht bei ihm war, wenn es finster wurde, war ihm der liebste.

Oftmals warf er sich mit Faust und Hirtenstock und Lederriemen über seine Kinder. Er züchtigte sie für den Jähzorn und die Streitbarkeit, die sie von ihm in ihrem Blut trugen. Er züchtigte sie langanhaltend und wollüstig und dachte dabei an Sarai.

Und dann blickte er sich um im Gezelt. Und er sah, dass Kedar nicht in der Schar war, die ihn umheulte. Kedar war nicht unter ihnen, und sein Vater freute sich dessen. Freute sich an seinem Sohn Kedar, den er mehr als alle liebte.

Und ein anderes Mal war es Kedna, der fehlte, der nicht heimgekommen war mit der winselnden Meute der andern.

Er freute sich, dass dieser sein Sohn nicht die Streiche der Züchtigung auf seinem schmalen, stolzgebliebenen Nacken trug, dass dieser sein Sohn irgendwo draußen die Nacht zubrachte, unter den stolzen Kermeseichen des Flusstales, unter den Sternen des Himmels. Und er liebte ihn dafür, glühend und ehrfürchtig, und diese Liebe war der Ausweg aus all der dornigen Wildnis, die er in sich trug.

Einmal, nachdem Ismael besonders lange auf die Heimkehr seines liebsten Sohnes hatte warten müssen, schenkte er ihm sein Widderhorn. Es war ein Geheimnis in dieses Horn gelegt, und manchmal durfte es sein Geheimnis hinausrufen. Sehr selten und nur wenn eine Nacht, weiß wie ein Seraph, vor dem Zelteingang stand und eine große

Atemlosigkeit sich über dem Hügellande breitete, als warte sie auf etwas, das kommen musste.

Demjenigen seiner Söhne, der die Wache hatte in der Nachthütte in den Kürbisgärten, wurde dieses Horn mitgegeben, damit er hineinblasen könne, wenn sich Diebe an die Hürde heranschlichen oder wölfisches Raubzeug.

Sie wohnten damals in Havila, das war eine reiche Landschaft und von Räubern umwittert.

Die Stimme des Horns reichte weit, von den Hängen des Strauchwaldes bis zu den Quellen von Jesreel.

Doch in jenen Nächten, die selten waren, wie die rosa-weiße Blüte der Aloë, kam etwas Fremdes, vielleicht ihr Eigenstes, in die Stimme des Horns. Dann sang es, anstatt zu schreien. Dann weinte und dann jauchzte es, als wolle es zerspringen am Übermaß seines Schmerzes, der zugleich seine Seligkeit war.

Dieses Widderhorn gab Ismael seinem liebsten Sohn zum Geschenk, als er spät um die vierte Nachtwache heimkehrte und sich gleich ins Stroh warf im finstersten Winkel des Schlafplatzes.

Im schwächtigen Licht des schmalen Mondes jedoch hatte Ismael es erkannt: es war nicht eine schwarze Strähne seines Haares, die dem Sohn über der Schläfe klebte – es war Blut. Es war nicht Erde oder Unrat, was seine Hände so dunkel färbte, es war Blut.

Es waren nicht Schatten, noch die Spuren eines Mahles, was seine Mundwinkel so bitter lächeln machte und seine Lippen, als wären sie versiegelt, – es war Blut.

Ismael begehrte nicht zu wissen, ob es eines Tieres oder eines Widersachers Blut sei oder das Blut seiner Söhne. Denn er wusste es. Kedar und Kedna hatten Widersacher in allen Niederlassungen und auf jedem Lagerplatz, wo sie sich zum Schlaf streckten.

Und im Tale von Gerar, das wusste Ismael, wohnte ein Mädchen aus dem Stamm seines Halbbruders, eine Enkelin der Sarai.

Sie war herrischen Geblütes, schön wie der rote Rhododendron. Sie trug prächtige Kleider an ihrem makellosen Leibe und Armbänder an ihren üppigen Armen, zehn Sekel Goldes schwer. Und sie pflegte diese Armringe in das Brustfleisch ihrer Sklavinnen zu schlagen, bis das Blut daraus spritzte. Dann lachte sie. Ein helles, hartes Lachen, das wie das Wiehern einer Stute klang. Sie war dornigen Hochmutes, diese Enkelin Sarais und meinte sich viel zu teuer für einen Ismaeliten.

Ein Sohn des Abimelech, der gleichfalls im Talgrund von Gerar seine Grundstücke hatte, dessen Kamele und Kleinodien sich nicht zählen ließen, der jedoch einäugig war von einem Kinderstreit her, dem war das Mädchen versprochen.

Kedar wusste, wo er zu finden war bei Tag und bei Nacht, denn Kedar umschlich das feindliche Grundstück wie ein Wolf die Hürde. Auch Kedna wusste, wo das Mädchen zu finden war. Denn wohl blickten ihre hochmütigen Augen über ihn hinweg nach den Hügeln des Hebron, aber ihre geschmeidigen Glieder bogen und wanden sich, wie brünstiger Schlangenleib, wenn Kedna vorüberschritt. Denn die jungen Ismaeliten waren glutäugig und schlank und glatt wie die hohen braunen Schäfte des Schilfrohes, und sie nahmen sich, was sie beehrten.

Und Ismael wusste, dass Kedar sich eher in blutige Fetzen zerfleischen lassen würde, ehe er das Mädchen dem Sohne Abimelechs überließ, dessen Kamele und Kleinodien nicht zu zählen waren.

Und Ismael wusste, dass Kedna sie eher in blutige Fetzen zerfleischen würde, ehe dass er sie dem Einäugigen überließ.

Und das Mädchen aus Abrams stolzestem Stamm, die Enkelin Sarais, war schön wie die Rhododendronblüte im Frühtau. Und sie liebte es, ihre Sklavinnen zu peitschen mit ihren eigenen Händen, die grausam waren, wie die Hände Sarais, als sie Hagar schlug und hinausjagte in die Steppe.

Es musste guttun, alles von sich abzuwerfen in einer einzigen Stunde, in roten Katarakten fortzuschwemmen, was die Seele mit Groll und Grimm verschüttet hatte, bis zum Rand, wo sie abbrach. Guttun, die Fäuste zu krampfen um dieses Mädchens Leib und es niederzuzwingen und zu erniedrigen wie eine ägyptische Sklavin. Guttun, solches vor den Fäusten ihres einäugigen Freiers zu vollbringen, den man zuvor in wildem Manneskampf und Gemetzel waidwund gehämmert hatte, dem all seine Kamele und Kleintodien nichts halfen, nun da er dalag und geifernd zuschauen musste, wie seiner Verlobten und seines Widersachers Glut ineinandersprangen gleich roten Katarakten!

Es war nicht Erde, was an Kednas Händen klebte. Es war Blut. Es war keine Haarlocke, was so schwarz über Kedars Stirn fiel. Es war Blut. Es waren nicht Schatten, noch Schatten von Träumen, die Kednas Lippen versiegelten. Alles war Blut. Und Ismael beugte sich über das Lager seines Sohnes, der dalag mit dem blutbitteren Lächeln des Überwinders auf den Lippen, und legte ihm das Widderhorn in die blutverkrusteten Hände. Das Widderhorn, dessen Stimme nicht allein um Hilfe schrie aus der schwarzen Nachthütte vor den Weideplätzen, sondern dann und wann von etwas Unsäglichem zu singen vermochte, so dass sie, die es hörten, abließen von dem, was sie begehrten oder verfluchten und nicht zu bewältigen wussten. Denn was aus dem Widderhorn sang, dringt weit hinaus in die obdachlosen Nächte der Nomadengeschlechter und macht die Sterne weinen.

## ISMAELS FRAUEN

Es lässt sich nichts Bestimmtes über die Frauen berichten, die damals durch Ismaels Leben gingen – eines der Ismaele.

Er hatte nicht den Mut, ihnen zu widerstehen, oder nicht die Kraft, wahrscheinlich nicht einmal den Entschluss.

Manchmal tauchte eine auf, die zu jener Zeit für eine Zauberin gehalten wurde. Sie taucht auf und unter. Noch im Untertauchen scheint Ismael nicht von ihr gelassen zu haben. Vielleicht auch suchte er nur an ihr zu erfahren, wie ein anderer mit reiner Seele zurechtkommt – von Zauberinnen erwartet man dergleichen –, um daraus Schlüsse zu ziehen auf seine eigene, die er nicht zu umwandern vermochte, weil er nicht wusste, wo sie zu Ende war und wohin das, was ihm niemals zu Teil geworden und doch sein Teil war, hingerahten sein mochte?

Sie wurde auf vielerlei Weise gerufen. Keiner wusste, woher sie gekommen war und weshalb sie es gerade auf die Jünglinge des Ostjordanlandes abgesehen hatte. Ihre Haare waren rot wie Koriander und so wirr, als hätten rasende und rachsüchtige Männerhände in ihnen gewütet.

Wenn sie Ismael unter halbherabgelassenen Augenlidern anglitzerte, schloss er seine Augen. Wenn sie ihn bat „Mich dürstet“, brachte er ihr Trauben, die seine gespreizten Hände kaum umschließen konnten, wiewohl er keinen Weinstock sein eigen nannte. Wenn sie vorgab, sich zu fürchten, blieb er stundenlang mit hochgezogenen Knien vor ihrer Lagerstatt kauern, wiewohl er weder Mitleid noch Verständnis für sie fühlte, nur nackte Neugier, die zu Leidenschaft wurde, sobald sie einander berührten.

„Kommst du heut Nacht?“, flüsterte sie mit glühendem Atem an seiner Kehle.

„Nein!“, sagte er und biss nach ihr.

„Du kommst“, sagte sie und züngelte mit der Zungenspitze über die gebissene Stelle.

Und er kam.

Er musste über eine Mauer steigen, aus deren Ritzen Mörtel bröckelte, als er sich mit Nägeln und Zehen in sie verkrallte.

Das erweckte den, der hinter der Mauer geschlafen hatte. Oder auch nicht geschlafen. Vielleicht gewacht. Vielleicht auf ihn gewartet.

„Steh!“, herrschte er Ismael an: „Was suchst du hier? Dies ist *mein* Kürbisfeld!“

„Ich komme nicht zu deinen Kürbissen. Ich komme zu – –“ Erst jetzt fiel es Ismael ein, dass er den Namen der roten Circe nicht kannte. Sie war von vielen gerufen worden, wie man eine Truthenne lockt, mit verschiedenen Lauten und Lockungen, es waren mehr Töne als Namen gewesen.

„Ich komme zu – –“ stammelte Ismael und der andere lachte böse: „Dies ist *mein* Kürbisfeld! Dies ist *meine* Rahab!“

Dies war wohl der Laut, mit der jener die Rotgelockte benannte, vielleicht war es auch ihr Name.

Ismael stand da, mitten im weichen Kürbisboden – sah nur Schwarzes um sich – einen Mantel – ein Haupt – einen Stamm mit emporgestreckten Ästen, oder war es der Mann, der seine Arme gegen ihn aufhob? Alles war schwarz und alles stand ihm im Wege.

Und dahinter – sehr fern – dreißig Schritte oder dreihundert – etwas Helles, Schmales, das glitzerte. Die Fenster-schlitze der Nachthütte? oder ein Hirtenfeuer zwischen den Hügeln? Oder die Augen der Circe, die der, der sie besaß, „Rahab“ genannt hatte? Ismael wollte zu den Augen, nichts andres wollte er.

„Lass mich!“ Er drängte sich gegen das feindliche Schwarz; er musste sich hindurchzwängen, sich vorbeizwängen; er musste es niederwerfen: Er musste sich den Zugang schlagen zu dem, was dahinter funkelte!

„Lo!“, schrie der Mann wütend: „Nicht!“ Und eh sich Ismael mit der Faust gegen ihn wehren konnte, fühlte er im Rücken einen Stoß – einen Stich – es mussten wohl ihrer Zwei hier im Hinterhalt gelegen haben –, zwei, denen diese Kürbisse gehörten und das rote Weib in der Hütte.

Sie hatten den Überrumpelten dann über die Mauer geworfen, zurück auf den Weg und Grabenrand, über den er gekommen war. Sie hatten ihn wahrscheinlich für erschlagen gehalten.

Als er zu sich kam, lag er in einer Lache, die rotbraun und klebrig war, von Lehm und von seinem Blut.

Er hatte noch genügend Blut übrig, um sich zur nächsten Schafhürde zu schleppen, zu einem lehmgemauerten Schuppen, wo allerlei Gerät und Abfall herumlag, und in den dann und wann ein Hirt oder eine Hirtin trat, die ihn mit Wasser versorgen würde. Nach mehr begehrte Ismael vorläufig nicht.

Er hatte noch Blut genug, um weiterzuleben. Rachgier macht stark.

Solange er dalag und warten musste, dass die Wunde sich halbwegs schloss, lebte er hauptsächlich von seiner Rachgier.

Er würde Rache üben und was für eine! Mit jeder Nacht schoss sie geiler und grausamer auf, breitete sich aus wie der blutrote Mohn in den gelben Dinkelfeldern. Er braucht seine Zeit um glühend und üppig zu werden – immer glühender, immer üppiger, bis das ganze Dinkelfeld blutet.

So blüht Rachgier, ein hemmungsloses feuerspeiendes Jauchzen. Und wenn seine Zeit um ist, beginnt der Mohn zu entblättern.

Da die Wunde im Rücken tief war und wochenlang voller Eiter, der um sich fraß – bis zur Schulter, bis über die Lende –, dauerte es lange, bis sich Ismael von einer Seite auf die andere wälzen konnte und schließlich sich aufkauern und bis zum Mauerrand kriechen, wo ein Kaperstrauch wuchs, dessen Blütenstängel den Hunger betäubten. Die Blütezeit der Rache war kürzer als die Zeit bis zu Ismaels Genesung.

Dazu kam, dass sich Orpa im Schuppen, wo er lag, immer häufiger zu schaffen machte.

Hat Rache nicht zweierlei Blutgier. Es ist die eine, die brutale, mit Fluch und Biss und Stoß und wilder Erlösung. Und die andere, deren Verbluten langsam sickert, ihre dicken schweren Tropfen fallen lässt, wohin sie gerade fallen. Die Rache an irgendwem – am unrechten Andern. Nicht volle Erlösung, immer neue Gier, die nach Ablenkung geifert.

So war es mit Orpa.

Die wüste Wut über das, was er im nächtlichen Kürbisgarten erlebt hatte, die noch wüstere Wut über das, was er *nicht* im nächtlichen Kürbisgarten erlebt hatte, begann sich in Ismael zu bösen Eitertropfen zu verdicken, als er Orpa zum ersten Mal gewahrte. Wie sie dann immer wieder kam und immer wieder so dicht an ihm vorbeistrich, dass ihre Waden seine aufgestützten Ellbogen oder seine Rippen streiften, war es nicht anders möglich, als dass sich an ihr vollzog, was sich hätte woanders – im süßen Blätterduft der Nachthütte im Kürbisgarten – vollziehen sollen.

War sie nicht selber schuld – nur sie war schuld.

Weshalb waren ihre Waden ihm so nahe und so fest wie junge Thujastämme – und doch nicht fest genug, um den leichten Widerstand zu leisten, der sich dem Griff eines noch Halbwunden widersetzen konnte.

Orpa duftete nicht wie die Korianderhaarige nach Spezereien und allen Wohlgerüchen des Orients und der Sünde. Orpa duftete nach dem flüssigen Harz des Thujaholzes, wenn die Sonne auf die immergrünen Haine brennt.

Sie war die Tochter einer fremdstämmigen Sklavin, die von irgendwem freigekauft worden war und auf den Märkten von Kapernaum und Bethsaida, im Gebiet der Zehnstädte und darüber hinaus, ihre Geschäfte betrieb.

Wer ihr Vater war, wusste Orpa nicht. Vielleicht ein Kaufmann, ein gelehrter Arzt oder ein vornehmer Kämmerer. Sicher ein sehr reicher und vornehmer Herr, wie sie solche in den Lustgärten vor der Stadt ihre Gelage hatte feiern sehen. Einer von ihnen war zweifellos ihr Vater.

Orpa war dessen so sicher, dass sie einmal, als sie dort in einer Gartenschenke Taglohndienste tat, vor ihn hingetreten war, der sich abseits von den Übrigen auf einer Hasenbank gelagert hatte, um seinen Weinrausch zu kühlen.

„Kennet du mich, Herr?“ hatte sie einfach zu ihm gesagt, „Ich bin Orpa, deine Tochter.“

Sie hatte sich an seine Seite gedrängt, als gehöre sie dort hin. Er hatte laut gelacht. Und dann hatte er sie auf seine Knie gezogen, hatte ihren Nacken getätschelt, um den keine Schmuckkette lag, nicht einmal eine aus Silberplättchen, so arm war sie. Und ihre Mutter behielt alles für sich, was sie geschenkt bekam oder verdiente. Ihre Mutter besaß Halsgehänge und ihre Augen waren vom verwendeten Bleiglanz tellergroß und dunkelumrandet, wie die Männer es lieben.

Der vornehme Herr hatte Orpa eine Kette aus Jaspis versprochen und er hatte sie auf seinem Schoß hin und hergeschaukelt – warum nicht, wo sie doch ganz gewiss war, dass er ihr Vater sein musste. Und er hatte –

Nein, ihr Vater war er eben doch nicht gewesen.

Orpa lachte. Sie kuschelte sich zärtlich an Ismaels behaarten Oberarm. Sie girrte:

Ob Ismael vielleicht ihr Vater sei? Warum nicht?

Und sie kam immer wieder.

Er wartete auf sie, fiebrig, rachegierig, verschmachtend. Er konnte es kaum ertragen, so schmerzte, so schwärzte das Warten. Aus allen Wunden brüllte es nach ihr, wenn sie erst um viele Stunden später erschien, als er zu warten begonnen.

Nur ihretwegen blieb er noch länger in diesem stinkenden Schuppen voll Unrat und Fäulnis, weil dieser Schuppen für sie leicht zu erreichen am Wege lag, wenn sie abends aus der Stadt zurückkam. Nur ihretwegen, denn seine eiternde Rache war noch nicht gekühlt. Und jetzt erst recht nicht. Sie war ja selber schuld daran, dass er sie an ihr kühlen musste. Sie war selber schuld daran, weil sie so begehrlige Augen hatte, auch ohne dass kostspieliger Bleiglanz Wimpern und Lidrand schwärzten. Selber war sie an allem schuld, was ihr geschah, weil sie eine Mutter hatte, die sich für wer weiß wen mit Goldketten und Ohrgehänge schmückte, von wer weiß wem ihr geschenkt, und weil sie keinen Vater besaß, nur jenen, der ihr damals bewiesen hatte, dass er alles andere als ihr Vater war. Orpa selber war an allem schuld und deshalb war es schier unerträglich, auf sie zu warten in diesem Schuppen, der nach faulenden Flachsbündeln stank, nach ranzigem Rizinus und verschmutzten Schaffellen, und der eine Wegstunde von dem Bauplatz entfernt lag, auf dem er jetzt seine Arbeit wieder aufgenommen hatte. Dennoch kam er täglich nach Feierabend zurück in den Lehmschuppen und wartete bis sie erschien.

Sie kam, wie eine Gazelle abends an die Tränke tritt, leichtfüßig und zuerst ein wenig zaghaft, mit witternden Nüstern und erhobener Stirn, und dann mit schlanken

Springen über die Furchen und über die Schwelle und auf ihn zu. Sie wendete ihre gazellenschmalen Glieder, spielerisch, tänzelnd, zurückzuckend – und dann brach sie auf ihn nieder, mit heiserem tierischen Laut, ein durstendes Wild an der Tränke.

Strudel taten sich auf – brüllend, schäumend, tosend, sie mit sich reißend in die Untergänge der Verzückung.

Dann geschah es einmal, dass sie nicht kam – die ganze Nacht nicht. Das war eine Nacht! Und der nächste Tag auf dem Bauplatz: durchbrütet, vergiftet von Sonnenglut und wiederauferstandenem Rachedurst in der vertrockneten Kehle. Wie – wie wollte er sich an ihr rächen! Seine Arbeit klebte zwischen den Fingern? Kalkstaub und Lehm klebten an der wutkeuchenden Brust, den schweißfeuchten Handflächen. Der Tag klebte, giftstrotzend an Haut und Gedanken und Wundrändern wie gefräßiges Fliegengeschmeiß.

Auch in der nächsten Nacht kam Orpa nicht.

In keiner mehr – niemals.

Was Wunder, dass seine noch unausgeleiterten Wunden aufs Neue aufbrachen – Geschwür und Entzündung.

Sein Rücken war wieder heil und sein Leib bei Kräften wie zuvor und die Abende durchduftet von Balsam und Narde wie zuvor. Und er lag auf Lauer.

Dass auch die Nächste Orpa hieß, er konnte nichts dafür. Er hatte sie nicht so benannt. Ihr Name war es, der ihn zuerst auf sie aufmerksam machte.

Sie hatte Vater und Mutter und Augen, die noch von nichts anderem wussten.

Der Vater war viel unterwegs, von Tyrus bis zum fernen Tharsis. Er handelte mit Salböl und Spezereien.

Die Mutter hingegen war nie unterwegs. Es schien, als hätte sie gar nichts anderes zu tun, als ihre schweren, müden Augen über Orpa zu halten, ihrer einzigen Tochter. Sie

duldete nicht Sklaven noch Dienerinnen in ihrer Nähe, sich allein traute sie zu, ihren Augapfel zu behüten vor Unheil und Liebe. Sie mochte Grund zu so schwermütigen Augen haben und zu ihrem Verdacht und zu ihrem schmalen Munde, dessen Lippen so tief nach innen eingezogen waren, dass man meinte, sie müsse sich an ihnen oder an dem, was sie nicht über sie brachte, verschlucken.

Ihr Mann war fast immer unterwegs, ein ruheloser Tharsisfahrer. Es hieß, die Frauen in jener fernen Kolonie seien schön und feurig wie Araberstuten. Es hieß, der Kaufherr wisse mehr von diesen Frauen, und Schleier trugen sie nicht. Es hieß sogar, er habe sich eine von drüben mitgebracht und ihr an der Hafenküste eine Heimstatt errichten lassen aus vielen Zelten. Man flüsterte vieles darüber, laut genug, dass Orpas Mutter das Flüstern zu hören bekam. Ihre Augen wurden schwerer und schwermütiger nach jedem seiner Aufbrüche.

Dennoch hätte sie mit diesen verzehrten Augen auch einmal woanders hinschauen können: auf die Lauben ihres Gartengrundstückes, auf die kostbaren Teppiche, die ihre Türen verhängen. Aber nein, nur auf Orpa schauten sie. Auf Orpa, wenn sie im Garten lustwandelte. Auf Orpa, wie sie ihre zarten Spangenschuhe zierlich zwischen die Beete der Minzen und Melonen setzte. Auf Orpa, wenn sie die kindliche Stirn über das Byssustuch neigte, das sie mit phantastischen Tiergestalten bestickte. Auf Orpa, wie sie sprach oder schwieg, lachte oder gähnte.

Auch Ismael schaute auf Orpa und weil ihm über eine Umhürdung zu schauen nicht sonderlich gefiel, sann er darüber nach, wie er sich ihr nähern könne.

Eigentlich schön war Orpa nicht, nur ihre mandelförmigen, feuchtschmachtenden Augen waren schön; noch schmachttender als die von den andern behüteten Jungfrauen im Ostjordanlande.

Es war unschwer zu erkennen, dass Orpa nicht alle ihre Gedanken an die Melonen und Zwiebelbeete wandte, nicht alle Gefühle an das launige Ziegenböckchen, das ihre bunten Sandalen umsprang. Es war nicht schwer zu erkennen, für Ismael nicht.

Die Mutter schien es noch nicht erkannt zu haben. Ihre lastenden Augenlider konnten sich vielleicht nicht so hoch heben und waren des fremden Handwerkers noch nicht gewahr geworden. Ismael freute sich dessen.

Das Grundstück, auf dem Ismael arbeitete, überragte, auf flacher Hügelwelle liegend, die Nachbarbesitzungen. Und das Gerüst des werdenden Hauses – aus Stein und Holz sollte es gefügt werden – überragte die Bodenwelle.

Wenn die Sonne im Jabboktal niederging, durfte Feierabend gemacht werden.

Ismael lehnte noch reglos an den Stangen des Holzgerüsts, wenn schon die gelben Nebel aus dem Jabboktal und die Weinberge krochen. Er war nicht schwer zu erkennen, wohin Orpas Blicke und Seufzer huschten. Und einmal gelang es ihr, dem Bereich der mütterlichen Aufsicht zu enthuschen. Sie trat an den steinernen Wall heran, der ihr Gartenland umhürdete.

„Wer bist du?“, fragte sie mit einer derart kindlichen Stimme, dass es Ismael beinahe leid um sie war. In gleicher Kindlichkeit, die kein Hehl aus der eigenen Verwirrung machte, fragte sie weiter: „Warum schaust du mir immer zu, wenn ich mit meinem Böckchen spiele?“

„Warum schaust *du* immer zu mir herauf?“, gab er mit neckischer Zärtlichkeit zurück, die zur Stunde nichts als brüderliche Zärtlichkeit war.

„Ich habe Angst, du könntest vom Gerüst herabfallen“, erwiderte sie so ernsthaft, dass es ihn überzeugte und ihm zugleich die Gewissheit gab: *Wenn* sie einmal zu ihm kam,

würde es ihm nicht widerfahren, dass sie einmal *nicht* mehr käme! Zur Stunde wusste er noch nicht, ob er ihr Kommen wirklich begehren würde; ob er es auch noch begehren würde über das einmal hinaus.

Fr reckte den Arm über die Mauer und berührte die kostbaren kleinen Steine in ihrem Stirnband.

„Du würdest traurig sein, wenn ich vom Gerüst herabstürzte?“ „O, wie schrecklich wäre das! Du darfst nicht so waghalsig sein und so hoch hinaufsteigen! Du darfst dich oben nicht an die dünnen Stangen lehnen – o, wenn sie zerbrächen!“

„Sonst kann ich dich nicht sehen, Orpa, und ich möchte dich sehen! Das ist das einzige, was schön ist, in meinem Tage.“

Sie schwieg, große, goldfruchtbeladene Freude in den Augen. Sie schien nachzudenken, eine Falte zeichnete sich in ihre glatte Kinderstirn unter dem Geschmeide.

„Könntest du nicht – könntest du nicht zu uns heruntersteigen, um mich zu sehen – näher –?“

„Und deine Mutter?“

„Meine Mutter –“, wiederholte sie und ihre Augen füllten sich mit Enttäuschung. Wie hatte sie nur einen Augenblick vergessen können, dass ihre Mutter ständig um sie war, stark und undurchbrechlich wie ein Kerker. Doch mit der Zuversicht, die nur Kindern und Eingekerkerten eignet, lächelte sie gleich darauf wieder. Jeder Kerker musste sich durchbrechen lassen, wenn einmal etwas Übermächtiges gegen ihn schlug. Dass es Liebe heißt, wusste sie in dieser Stunde noch nicht. Jeder Kerker würde sich einmal durchbrechen lassen – jede Mutter.

An diesem Abend gelangten sie nicht weiter. Sie schwiegen. Und nun wuchtete Orpas Mutter wieder über die Gartenschwelle.

Ismael ging seines Weges in die brauenden Nebel hinein, in den sanften Nachtwind, der ihm die verklebten Haarsträhnen aus der verschwitzten Stirn strich. Er piff die Locktöne eines Liedes vor sich hin, das er einmal von einer fremdländischen Ährenleserin summen gehört hatte. Lockend aus Fremdland hatten sie geklungen, lockend ins Fremdland ...

Erst um Abende später geschah, was geschehen musste.

Orpa hatte sich tagsüber krank gestellt. Sie hatte der Mutter, die sich besorgt und betrübt um sie bemühte, keinen ruhigen Atemzug gegönnt:

„Mich dürstet! Bring mir eine Schale voll Milch!“, verlangte sie. „Nein, den Saft einer Melone bring mir!“

Als die Mutter das Gewünschte herbeitrug, war auch dieser Trank der Kranken nicht recht. Ihre Wünsche schossen wie wilde Senfstauden empor, neue und immer neue:

„Süße mir den Saft, Mutter, er schmeckt so bitter“, klagte sie weinerlich mit geschlossenen Augen: „Süße ihn mit Honig!“

„O, wie ekelig er schmeckt! Zu viel des Honigs hast du hineingetan.“ „Einen frischen Trank bring mir! Nein, nicht in dieser Schale, bring mir die tiefere, die aus Kristall!“

„Kühl meine Stirn, Mutter, sie brennt mich wie Kohlenfeuer.“

Kühl sie mit Quellwasser, mit frischem Quellwasser, dies hier ist lau und lindert nicht!“

Als die Sonne gesunken war, war auch die Mutter, todmüde, in Schlaf gesunken. Neben dem Lager Orpas, auf einer mit zwei Teppichen belegten Matte lag sie, in Schweiß gebadet und heftig schnarchend. Es war nicht leicht, über sie hinwegzusteigen, und Orpas Herz, solcher Wege und Wagnisse unkundig, klopfte laut, wie der Hammer Ismaels drüben am Hausbau gehämmert hatte.

Ohne die Mutter erweckt zu haben, gelangte sie glücklich über die ausgestreckten Gliedmaßen, die fleischigen Beine, das ausgebreitete Gewand, gelangte sie aus der Tür des Gemaches, aus der Tür des Hauses.

Der Aprikosenhain lag noch vom letzten Abglanz des Tages übergoldet, sich von Sekunde zu Sekunde entgoldend, erblassend, versilbernd. Hier erst wagte Orpa Atem zu schöpfen, tief und befreit. Ihr kleiner gefleckter Kater sprang aus seinem Versteck herbei und strich um ihre nackten Beine. Zum ersten Mal in ihrem sanftmütigen Leben zeigte sie sich unsanft zu ihrem Gespielen. Sie schob ihn mit ungeduldiger Fußbewegung von sich und scheuchte ihn in sein Versteck zurück.

Wo war Ismael? fragten ihre Augen, ihre Atemzüge. Es konnte doch nicht sein, dass er nicht um ihr Kommen wusste, dass er sie nicht entbehrt, nicht auf sie gewartet hatte?

Wo war Ismael?

Nicht lange brauchte sie zu fragen, dann wusste sie es.

Ismael war vor ihr, war um sie, war bei ihr. Und sie bei ihm.

Der Garten war Ismael. Der Aprikosenduft, der sie umfütete, war Ismael. Der Himmel war Ismael. Alles. Alles. Es gab nichts mehr im Weltall, was nicht Ismael war. Sie stöhnte.

Alles, alles war Ismael – um sie, in ihr – alles, alles –

Wie hatte sie nur einen Tag zu leben vermocht, ehe sie dies erfahren!

Ismael hielt den Arm um ihre zerbrechliche Gestalt gepresst, weil sie dermaßen zitterte. Er hatte noch kein Weib an sich genommen, das der Liebe so unkundig und so anheimgegeben war.

Er hatte befürchtet, dass sie weinen würde – vor Schreck – vor Entzücken; vor Scham vielleicht, die das Entzücken nicht mehr ungeschehen machen konnte. Weinen würde

verräterisch sein; Kinder verstehen noch nicht, lautlos zu weinen.

Sie weinte nicht, und ein Kind war sie nun auch nicht mehr. Er musste sie jetzt mit beiden Händen umschlingen; er hatte keinen Mantel – er warf die Arme, er warf sein Mitleid als Mantel um sie. „Warum zitterst du so? Friert dich?“

Aus einem Schüttelfrost des Glückes stammelte sie zu ihm auf: „Ismael, ach Ismael ... bleib immer bei mir ... immer ... immer ...“

Er presste seinen harten Mund auf ihr kleines Gesicht. Ihre Fassungslosigkeit tat ihm weh, irgendwo im Leibe, wo er nicht nur beglückt, nicht nur Mann war.

„Fürchte dich nicht“, versuchte er zu trösten, sie oder sich – irgendetwas in einem ist immer trostbedürftig.

„Bleibe bei mir“, stammelte ihr Lächeln, völlig untröstlich, „bleibe immer, immer, immer bei mir – sonst sterbe ich –“

„Hör auf zu zittern! Ich müsste denken, dass ich dich krank gemacht habe. Ich will dich nicht krank gemacht haben.“

Er hob den Kopf, horchte: Hatte nicht wer gehustet? War die Mutter erwacht?

Er zog seinen Arm von der zitternden Orpa, auch den andern, auf dem sie gelegen hatte.

„Komm! Du musst jetzt aufstehen, kleine Orpa! Du musst in dein Haus zurückgehen. Deine Mutter –“

„Noch nicht, noch nicht!“, flehte sie und hielt seine Finger umklammert, die ihr behilflich sein wollten. „Ich kann nicht von dir fortgehen, ich bin ... ich bin ...“, sie suchte es ihm verständlich zu machen, was mit ihr geschehen war: „– ich bin in dich hineingesunken, ich kann nicht mehr fort aus dir ...“

Er hob sie empor. Er stellte sie auf ihre immer noch taumelnde Beine.

„Sei verständig! Du musst verständig sein.“

Er drängte sie auf die Schwelle ihrer Haustür.

„Nur wenn du verständig bist, kann ich wiederkommen. Nur wenn du verständig bist, können wir wieder so süß beieinander sein!“

„Wann? Wann?“ flehte sie, bevor er die vorsichtig aufgetane Tür, in die er sie hineingeschoben hatte, wieder schließen konnte.

„St st!“

Das Schnarchen der Mutter, die dumpfe schwarze Schwüle des Hauses schlug hässlich und doch beschwichtigend gegen seine pochenden Schläfen.

„Vielleicht morgen –“

„Ja, ja, bitte morgen!“

Mit unnachgiebiger Hand drückte er die hängende Holztür ins Schloss, gegen den Widerstand der dahinterstehenden Gestalt, die sich noch nicht dareinfinden konnte, dass auch solches, auch solches ein Ende haben kann.

## DIE KLEINE ORPA

Damals als die kleine Orpa so viele flatternde Ausflüchte erfinden musste, um ihre Mutter zum Schnarchen zu bringen, geschah es manchmal, dass Ismael von einem Gerüst aus – irgendwelchem, denn er fand immer wieder Arbeit bei Zimmerleuten – hinabblickte auf die Fruchtbarkeit zu seinen Füßen.

Er ließ für Augenblicke seine Kelle oder Maßschnur sinken und schaute in die Ferne. Schaute und schaute. Und dachte nicht an Orpa. Er dachte an mancherlei:

Die Herden, die im bläulichen Dunst an den Westabhängen des Gebirges weideten, sahen aus wie Sommerfeigen, die aus einem Tragkorb über den Sack eines Marktstandes verschüttet wurden.

Hirt zu sein wäre nicht übel – leichter, wenn auch langweiliger. Und der ständige Streit um die Weideplätze und Wasserrechte an den Zisternen. Und manch einer, den Ismael gekannt, war nicht wiedergekehrt aus den Felsschluchten, wo Bären und Räuber ihre Schlupfwinkel hatten.

Nein, so langweilig nicht. Aber der Verdienst war gering: anderthalb Silber-Schekel in sechs Monden.

An seine Eltern dachte Ismael selten. Wie Bäume im Nebel sah er sie irgendwo stehen. Hohe, dunkle Gestalten in völliger Verschwommenheit. Einmal hatte ihn eine dieser Gestalten an sich gepresst, während viel Lärm und großes Geheul ringsum getobt hatte. So entsetzlich fest gepresst und umkrallt, dass ihm alle Glieder und Gelenke geknackt hatten und er froh gewesen war, aus dieser verzweifelten Umarmung freizukommen. Es war wahrscheinlich seine Mutter gewesen, die ihn so fürchterlich

an sich gepresst und umkrallt hatte. Auch die Bisswunde in seinem Oberarm stammte von damals. Und bald darauf mochte sie gestorben sein. Ihrem Mann nachgestorben, der als Bootsmann in der gefährlichen Hafeneinfahrt verunglückt war. Dort endeten die meisten Bootsleute auf diese Weise. An die Hütte, in der er mit seinen Eltern gewohnt hatte, entsann Ismael sich nur dunkel. Aber bald wollte er selber eine Hütte bauen, eine stattliche Hütte mit festem Fundament und einem Obergemach. Und mit Melonenbeeten und Feigenbäumen an der Sonnenwand und einem Ölbaum neben der Tür.

Wo mochte diese Katze von einem Weibe geblieben sein, die ihm neulich gegen die Lende gesprungen war, einen Sabbathweg hinter dem Stadtrand? Wie sie ihn angefaucht hatte! Dabei hatte er bemerkt, dass ihr alle Vorderzähne ausgeschlagen waren, scheußlich sah es aus! Und unter den Lippen noch blutrünstige Geschwulst, als wenn es in der vergangenen Nacht geschehen war.

Wo mochte sie hingerannt sein, nachdem er sie freigelassen?

Und die Rothaarige, die ihn in den feindlichen Kürbisgarten bestellt hatte?

Auch die erste Orpa hatte er nie wiedergesehen.

Immer noch schlich er, wenn ihn plötzlich diese Verücktheit nach ihr überfiel, nach jener abseitigen Lehmhütte mit den faulenden Abfallhaufen. – Man musste schon sehr verrückt sein, um nichts von dem fauligen Gestank zu spüren, wenn man dort lag –

Wo mochten all die verfluchten Weiber hingekommen sein? Jede Nacht zu eines andern Lust, oder in festen Fäusten, die sie nicht wieder hergaben?

Ob Orpa, die eine, die erste – Orpa, die Einzige, zu ihm zurückkehren würde, wenn er seine Hütte gebaut hatte – mit

den Melonenbeeten ringsum und dem Ölbäumchen neben der Tür? ...

Auch an den Tod dachte Ismael: Er hatte viele Fratzen und war ihm oftmals über den Weg gelaufen. Wie ein Panther konnte er einen überfallen, mitten aus einer Lust und in Stücke reißen. Oder, wie mit eines Aussätzigen ansteckender Hand, einem langsam das Fleisch von den Knochen schälen.

Da war eine in Saba gewesen; Rhode hatte sie geheißt; üppig und fest und fett wie ein gemästetes Kalb. Auch ihn hatte sie aufmästen wollen mit ihren Leckerbissen und gebratenen Tauben und syruptriefenden Rosinenkuchen, mit denen sie ihn immer aus der Werkstatt, wo er damals arbeitete, in ihre Vorratskammer lockte.

Und wie er einmal nachschaute, wo sie sei, weil sie nicht mehr auf der Schwelle stand und lockte, da hatte er sie hinten in der Kammer liegen gefunden, mit dem Gesicht in einer schwärzlichen Lache. Er hatte sie nicht einmal umgedreht, um ihr ins Gesicht zu sehen. Er hatte sich eiligst davongemacht. Er hatte sie nicht umgebracht. Aber es gab immer welche, die einem so etwas gern nachsagten, um einen in den Stock zu bringen.

Und die schwarzhaarige Zeruja – wo die nicht alles Haare gehabt hatte, schwarz und wirr wie Mistelgestrüpp!

Nach der hatte der Aussatz gegriffen. Sie war hinausgestoßen worden aus den Dörfern von Juda, und hinausgekrochen zu den andern Ausgestoßenen in den Sandwüsten hinter Jericho.

Jetzt mochte auch sie schon längst verwest sein. Aber manchmal dauerte es Jahre.

Er dachte: Tod. Warum Tod?

Wie, wenn er gar nicht wäre? Wenn dies alles: die Stadt dort unten mit ihren bronzenen Dächern und marmornen

Säulen, und dort das flimmernde Land, darin die Steinhäufen und Gehölze und Viehherden wie verstreute Walnüsse und Sommerfeigen herumlagen – und die Straßen und die Steppen dahinter –, wenn sie nichts anderes wären als Wellen, die des Meeres Atemzüge sind?

Sagt man: Die Welle stirbt, wenn sie für einen Augenblick lang hinabtaucht und Tiefe wird zwischen zwei Höhen? Es fällt niemandem ein zu sagen, dass Wellen sterben.

An den Tod zu denken ist dennoch nichts als ein Spiel. Es ist noch keiner dahintergekommen, ob er wirklich den Tod gedacht hat oder ganz etwas anderes.

Wenn Ismael dann wieder bei Orpa war, bei Orpa der kleinen, der zweiten, standen die Gedanken still, seine und ihre.

Orpa war immer noch wie ein Kind anzusehen, ein schwächtiges Kind, wenn er sie von Weitem stehen sah: unter dem gestickten Kopfbund und wehenden Überwurf – ein vornehmes Kind, vor dem man sich zur Erde neigen und barhaupt vorübergehen sollte.

Je näher er kam – wenn er ganz nahe war und sie schon auf ihn zusprang, nein, auf ihn zufiel – dann fühlte er nichts mehr vom Kinde in ihr. Nur Feuer.

Dieses Feuer, das aus ihrer schwächtigen Gestalt, aus ihrem schwächtigen Leben brach, das bisher ganz von der vorsorglichen Mutter umkerkert gewesen, war eine Feuersbrunst geworden, die Ismael mit Besorgnis erfüllte. Wie sollte das enden?

Wenn auch der Kerker jetzt noch nichts entdeckt hatte, nicht einmal, dass seine blinden Scheiben durchbrochen waren – einmal musste es doch an den Tag kommen, was geschehen war. Eine solche Feuersbrunst konnte nicht unbemerkt in den Nachthimmel jauchzen.

Nachbarn, wenn schon die Mutter blind war, hatten umso scharfsichtigere Augen. Auch Zäune sind nie so hoch und

abgedichtet, dass man nicht über sie oder durch irgendeinen Spalt hindurchlugen könnte. Dazu ist Erlugtes um vieles erregender als Erschautes. Hätte er nicht schon ein dutzend Mal seine raue Arbeiterhand auf Orpas Jauchzen gepresst, wer weiß, wer alles es gehört hätte in diesen lautlos lauschenden Nächten, aus Nachbargärten und Melonenfeldern und horchenden Hüttenluken.

Wenn er nicht ein dutzend Mal Orpa mit Gewalt von sich abgerissen und durch den Türspalt in das dumpfe, schnarchende Haus zurückgepresst hätte, sie wäre noch in der traurigen Frühe, noch beim Hähnekrähen in seine Arme verkrochen, geblieben.

Sie sprachen nicht viel zueinander.

Mehr als drei, vier Worte waren es selten, die über Orpas Lippen lechzten und ächzten:

„Ismael –“, war das eine der Worte. „Bleib bei mir“, die andern.

Und was sie als Antwort von seinen Lippen zu trinken beehrte, war nur das eine, das Wort „immer“. Nur dieses, aber dieses als unaufhörliche Versicherung – und Verheißung.

Manchmal versuchte er, sich vorzustellen, dass sie eine andere sei, die erste Orpa, auf die zu warten, sein Blut vergiftet hatte.

Oder die korianderhaarige Circe, an deren Namen er sich nicht mehr erinnern konnte.

„Immer – immer –“ keuchte er dann in ihre Lippen hinein und sie meinte zu vergehen an der Seligkeit dieser Verheißung.

Orpas Mutter war erkrankt und Orpa wollte keine Pflegerin im Hause dulden. Sie hatte es von ihrer Mutter gelernt, gegen Dienerinnen Misstrauen zu hegen. Sie wollte jede Hilfeleistung und Handreichung selber besorgen – sie

war eine liebevolle Tochter. Die Tage blühten gen Himmel wie Aprikosenhaine.

Die Mutter wurde vom Fieber geschüttelt, das mit Schwächezuständen wechselte.

„Ich bringe dir zu trinken“, sagte Orpa.

„Ich hole dir die schönste Traube aus dem Weinberg.“

„Er ist zu weit“, klagte die Mutter. „Du gutes Kind!“

„Ich hole dir einen Krug Wasser vom Quell. Wie schnell das Wasser schal wird in den Behältern –“

Die Mutter ließ sie gewähren. Oft erfasste sie weder Wort noch Zusammenhang.

„Ich gebe dir einen Becher vom süßen Mohnsaft, damit du besser schlafen kannst, liebe Mutter!“

„Schlafe ich nicht gut? Mich dünkt, ich schlafe und schlafe; was tu ich anders?“

„Du wirst süßere Träume haben. Der Saft schenkt dir süßere Träume.“ „Ja, reich mir den Trank. Es ist so gut, zu schlafen – so gut – so gut. Du Gute –“. Wie Aprikosenhaine blühten die Tage gen Himmel.

Wie Mythen blühten die Nächte.

O, dass sie niemals ein Ende nehmen wollten, betete Orpa – kein Ende, nur ja kein Ende! Wie könnte man leben, wenn Mythe ein Ende nimmt! Aber die Mutter begann zu genesen. Sie hob das Haupt aus dem Fellkissen, sie horchte nach dem Garten hinaus. Sie richtet den Oberkörper auf den Ellbogen empor. Sie versuchte durch die halbverhängten Fensteröffnungen zu spähen: War nicht soeben ein Schatten über die Vergitterung gefallen? Was konnte das für ein Schatten gewesen sein?

Die Mutter verspürte keinen Durst mehr. Es war nicht vonnöten, dass Orpa ihr saftige Trauben oder frisches Quellwasser brachte. Sie wollte nicht mehr vom süßen Mohnsaft trinken, der die süßen Träume verlieh. Sie sprach schon da-

von, dass sie aufstehen wolle und wieder selber nach dem Rechten sehn in Haus und Hainen.

„Lass es nicht zu Ende gehen!“ betete Orpa zu ihrer Gottheit; wie könnte ich weiterleben, wenn es zu Ende ginge!

Aber Mythen gehen immer einmal zu Ende. Und die Mutter wurde gesund.

Noch ehe es so weit war, geschah etwas anderes, das Orpa wie ein Keulenschlag traf. Sie wusste nicht, wie sie sich wieder aufrichten sollte unter dem Schlage: Ihr Vater kehrte heim. Überraschend wie immer, mit Geschenken beladen, wie immer.

Es war Jedes Mal eine festliche Zeit gewesen, wenn er heimgekehrt war von seinen Fahrten, die ihn kreuz und quer durch die Ferne von Reicharabien, von Ophir nach Havila, dem Goldland, geführt hatten. Nun huschten auch wieder die Sklaven und Dienerinnen durch die Räume, so wollte es der Vater, der nur von ihnen bedient sein mochte.

Ismael wusste nicht, dass der Kaufherr heimgekehrt war, denn er pflegte keine Boten zu senden, die seine Ankunft meldeten. Er liebte es, Frau und Tochter in der Einsamkeit ihrer wuchernden Lorbeerlaube zu überraschen. Orpas Vater war breitschultrig und hatte einen Bauch, den er wie eine Trommel vor sich hertrug. Er hatte eine Nase, die ganz plattgedrückt war. Durch einen Sturz auf die Schiffsplancken, erzählte er, als das Meer sein Schiff wie eine Quittenschale hin und her geworfen hatte.

Die Leute erzählten es anders.

Er lustwandelte bei Sonnenuntergang zwischen den Nelken und Narden und Granatapfelbäumen; die feisten Arme ruhten gekreuzt über der Trommel, die kleinen klugen Augen über den gepolsterten Backen blickten, ihres Urlaubs froh, gedankenlos über die Blumenfülle. Ismael, gewohnt,

das Grundstück ohne Scheu zu betreten, seit die Mutter darniederlag, hob die Pforte aus den Angeln und trat von einer Seitengasse her auf den sandigen Gartenpfad.

Vor den Nachbarn, wenn sich einer in der Nähe zeigte, pflegte er sich den Anschein eines Handwerkers zu geben, der gekommen war, den Gartenwall auszubessern oder das Gestänge der Laubengänge in Ordnung zu bringen.

Ismael lief ahnungslos dem lustwandelnden Vater vor den Bauch, denn es war Orpa nicht gelungen, den Geliebten von fern durch ein Zeichen zu warnen.

Ismael stand erschrocken. Er blickte auf den fettwanstigen Koloss, in das Gesicht, das wie von vielen Bienenstichen geschwollen schien. Er tastete in seinen Hemdrock über dem Lederriemen, um nach dem Schnitzmesser zu greifen, das er für alle Fälle bei sich trug.

„Wer bist du?“, fragte der Kaufmann, ohne Misstrauen, wiewohl seine Tochter sein Augapfel war – zu wohlbeleibt und voller Wohlbehagen, um an etwas Übles denken zu wollen.

Er dachte nur liebliche Dinge, wenn ihm Geschäft und Gewinnsucht nicht zu schaffen machten: an Schlaf auf schwellenden Teppichen oder schwellenden Frauenarmen, an saftige Heuschrecken in Öl und Koriander bereitet, an Wildbret und gewürzten Wein und leckeres Griesgebäck in Traubenhonig.

„Wer bist du?“, fragte er leutselig, als die fremde, sehnige Mannsgestalt aus dem Boden vor ihm aufschoss. – „Ein Handwerker, wie ich sehe? Bist du herbestellt?“

„Ja“, sagte Ismael und beeilte sich, Senkblei und Messer aus dem Hemdrock über dem Lederriemen zu ziehen. „Ich bin herbestellt. Ich soll die hintere Bretterwand ausbessern an einer schadhafte Stelle.“

„So bessere sie aus, guter Mann“, sprach der Kaufmann und wollte an Ismael vorüberschreiten, als sein Blick auf

den braunen Nacken des Fremden fiel, der sich so stolz aus dem farblos vertragenen Hemdrock emporreckte.

Der fette Mann wusste selber nicht, was ihm die Lust erweckte, sich noch länger mit diesem schäbigen Zaunflicker abzugeben: „Bleib!“, rief er. „Wie heißt du und woher kommst du? Bin ich dir schon einmal begegnet?“

Es mochte der Blick in Orpas Augen sein, der ihn diese Frage tun ließ, wie von einer Erinnerung eingegeben. Denn Orpas Augen waren so voll, so goldenvoll von Ismael, dass sie nicht anders konnten als ihn ausstrahlen. Wohin sie schaute, schaute sie Ismael. Allen Wolken, allen Bäumen, allen Brunnen und auch ihrem Vater hatte sie entgegengestrahlt: *Ismael* ...

„Ich heiße Ismael“, kam die Antwort. Es war gut, dass es viele gab, die so hießen.

„Ich komme aus der Ebene Saron.“ Es war gut, dass die Ebene Saron ein weites Land war, reich und bunt wie die Welt, mit Flüssen und Hafenstädten, mit Eichenwäldern und schwarzbraunem Ackerland. Sie hatte Kaufleute und Schiffsvolk, Gerber und Bettler, die niemand zählen konnte.

Man sagte nicht viel damit, wenn man sagte: „Ich bin Ismael aus der Ebene Saron.“

Die letzte der Fragen brauchte keine Erwiderung. Er wusste, dass er dem Kaufmann noch niemals begegnet war. Nicht einmal von ihm gesprochen hatte Orpa, denn außer der Bitte „Bleib bei mir – immer!“ waren alle Worte von ihr abgefallen, wie die Blätter des jungen Feigenbaumes, wenn er sich anschickt, seine Säfte zu Blüte und frühen Früchten zu sammeln.

Nun kam Ismael nicht mehr in den Garten, weder zum Zaubausbessern noch zu sonstigen Tätigkeiten.

Orpas Vater freute sich seiner ruhevollen Tage daheim und die Mutter war gesund geworden. Es gab keine Ausflüchte mehr, es gab nichts mehr, worauf man sich freuen konnte, wofür zu leben es sich gelohnt hätte.

Dann geschah es, dass eines Abends beschlossen ward, Gattin und Tochter sollten den Kaufherrn auf seiner nächsten Reise begleiten. Bis zur Hafenstadt, wo er sich später wieder einzuschiffen gedachte.

Eine Reise: nordwestwärts durch das Jordanland; über die Höhenrücken des zerklüfteten Gileadgebirges, durch die Täler von Hauran und Saron. Eine sehr weite Reise. Mit Kamelen und Maultieren und mit Dienern und Dienerinnen zur Begleitung.

Anfänglich, als sie die Eltern von diesen Plänen reden hörte, widersetzte sich Orpa mit allem, was ihr an Eigenwillen und Eigensinn zu Gebote stand. Sie rang die schmalen Arme und streckte die mageren Hände gegen des Vaters Wanst und Wohlbehagen:

„Ich fürchte mich vor Kamelen“, weinte sie, als alle andern Ausflüchte fortgelacht worden waren, und warf sich vor ihrem Vater nieder:

„Ich fürchte mich vor dem Jordan – ich fürchte mich vor dem Gilead“, weinte sie und umfasste ihres Vaters Füße in den bestickten Seidenschuhen.

„Ich will nicht in der Wüste sterben“, weinte sie. „Wie könnt Ihr wollen, dass ich in der Wüste sterbe! Ich will nicht von Schakalen zerrissen werden – ich will nicht in der – Wüste sterben!“

Überraschend, einer reifen Kokosnuss gleich, fiel jäh eine Hoffnung in die knieende Zähigkeit ihres Widerstandes: Eine Reise – ja, doch! Sie wollte eine Reise!

Ja! Doch! Sie wollte reisen – o, wie sie sich freute! Auf die Jordanebene und die zerklüfteten Gileadpässe! Morgen

schon! Warum nicht morgen schon?

Was einem auf einer Reise begegnen könnte, ist viel mehr, als was einem zu Hause begegnen kann, eingeklemmt zwischen einem fetten Vater und einer schwermütig wachsamem Mutter. Sie wollte auf eine Reise gehen!

Nur eine Reise führte zu Ismael! ...

Sie begann ihre kleinen eifrigen Vorbereitungen zu treffen. Ihre Glieder flogen, ihre Hände flogen. O, was sie alles mitzunehmen gedachte! Es würde gar nicht Platz finden in der Traglast *eines* Reittieres.

Sie wühlte in den Ebenholztruhen, die ihre Gewänder enthielten, in den Sandelholzschachteln, die ihre Schmucksachen bargen: Dieser Prachtmantel aus babylonischem Buntgewebe, dieser perlenbesetzte Schleier, dieser Gürtel mit der diamantenen Schließe, diese Umhänge aus feinstem ägyptischen Byssus mussten mit!

Einer Schlafwandlerin gleich, die alle Vorsicht außer Acht lässt, eilte sie zwischen ihren Eltern und Dienerinnen umher; – enteilte ihnen und hob die schwere Gartenpforte aus den quietschenden Angeln. Einer Schlafwandlerin gleich eilte sie den steinigen Weg zur Stadtgasse hinab, zum östlichen Stadttor, das sie noch niemals allein durchschritten hatte.

Ohne Schleier und ohne Furcht schritt sie auf einen Knaben zu, der auf einem Brunnenstein, nicht weit vom Straßenrande saß und damit beschäftigt war, in einer alten Ölmühle Oliven zu zerquetschen. Er blickte nicht auf.

Es war eine mühselige Arbeit für seine schwächlichen Hände. In einem größeren, tellerartig vertieften Stein musste ein runder Kiesel unaufhörlich in Umwälzung erhalten werden, bis die Früchte zu Brei und der Brei schließlich zu tropfender Flüssigkeit wurde.

Der Schweiß rann von seinem schmutzigen Gesicht – es wollte und wollte sich noch keine andere Flüssigkeit bilden.

Orpa musste den Knaben an der Schulter berühren, nun erst blickte er erschrocken auf.

Sie hatte ihre Halskette mit dem Amulett vom Nacken gelöst:

„Da, nimm!“ sprach sie und hielt das glitzernde Geschmeide vor des Knaben Gesicht, das sie fassungslos anstarrte.

„Lauf zu Ismael – er baut am dreistöckigen Hinterhaus des Kämmerers hinter dem Fischtor. Ismael aus der Ebene Saron – der schöne Ismael. Sag ihm, dass Orpa auf eine Reise geht, eine weite, sehr weite herrliche Reise – mit ihren Kamelen und Eltern. Und er soll ihr Kameltreiber sein.“

Der Knabe war nicht schwer von Begriff. Er war in diesem Lande aufgewachsen, das von Wein und Honig und Sünde überquoll. Man brauchte ihm gar nicht so eifrig zu erklären, was von Ismael erwartet wurde. Er feixte. Der Schmuck war in seinem schmutzigen Schurz verschwunden. O, welch ein Schmuck! Ein Karneol, vielleicht gar ein Rubin? Er wollte ihn sofort zum Trödler hinter dem Tempelhof tragen – ein Karneol – ein Rubin vielleicht gar!

Er rechnete mit fiebrig glänzenden Augen ein Goldscheckel – zwei Goldscheckel – ja, zwei Goldscheckel und kein Silberstück weniger war das Ding wert!

Der Händler hatte neulich fünf Silberschekel für den Ohrreif gegeben, den Simon im Tempelvorhof ge..., na, gleichviel, wo er ihn herhatte. Fünf Silberschekel für einen einzelnen Ohrreif, und keine Spur von Rubin drin – und dagegen dies hier!

Die Knabenaugen funkelten wie reife Granatbeeren.

Orpa wiederholte: „Ismael aus der Ebene Saron.“

Es fiel ihr schwer, etwas anderes zu sagen. Ihren Lippen tat es wohl, dies und immer nur dies zu wiederholen. Ihrer Seele tat es wohl. Es war, als wäre dann auch sie dort zu

Hause, nirgend als dort, wo er war. Ismael aus der Ebene Saron ...

Der Junge hatte die Ölmühle mit dem noch leeren Behälter darunter, in eine Höhlung hinter dem brüchigen Brunnenrand geschoben. Er stand schon zum Lauf gewandt.

„Wo?“, fragte er und wies mit dem Arm über die Stadt und in die Ferne dahinter.

Wo? Orpa erschrak: ja, wo? Wohin sollte Ismael ...?

Sie war so unkundig des Lebens und Landes. Sie wusste nicht zu erklären, woran sie noch gar nicht gedacht hatte.

Sie stand so verwirrt, dass sie dem gewitzten Knaben fast Leid tat. Er war weder verwirrt noch unkundig. Er wusste um vieles, um alles mehr als diese kleine reiche Kaufmannstochter, die Rubine verschenkte, um sich einen Liebsten zu kaufen!

Er wusste auch, dass die großen Reisen der Kaufleute durch das westliche Tor der Stadt hinausgingen, auf der breiten Straße, die gen Edera und Mahanaim führte. Und wusste, dass gleich hinter dem Westtor ein weiter Platz war, wo sich die Karawanenzüge zu sammeln und ordnen pflegten, wofür in den engen Gassen der Stadt keine Möglichkeit war.

„Hinter dem Westtor“, sagte er väterlich, „hinter der Straße der Tempelsäulen“, sagte er, „auf dem Platz, den man den ‚steinlosen‘ nennt.“ Und dann stob er davon.

## DIE REISE

Nun hatte sich der Zug auf dem ‚Steinlosen Platz‘ hinter den Sonnensäulen zusammengefügt und geordnet. Kamele und Maultiere – Sänften und Tragkörbe – Ballen und Kästen – Sklaven und Dienerinnen.

Zwei neue Kameltreiber hatten sich dem Kaufherrn angeboten, und als er Ismael sah, erkannte er ihn nicht wieder.

Er hatte so viel zu denken, zu ordnen und rechnen und befehlen gehabt – soundsoviel Epha-Futter – soundsoviel Schläuche Wasser und Wein –, wie hätte er sich eines schätzbaren Handwerkers erinnern können, der einen Zaun ausgebessert hatte vor vielen Tagen. „Schon recht“, sagte er. „Du forderst nicht mehr als dir zusteht, du sollst es haben.“

Er wandte noch einmal den schweren Kopf im Nacken:

„Wie heißtest du?“

„Ismael.“

Der zweite der neuen Treiber hieß Abaddon und war ein durchtriebener Bursche mit lauernenden Augen unter einer Gorillastirn. Er war einem seiner Lehrherren nach dem andern davongelaufen: einem Byssusarbeiter in Beth Asbea, einem Steinmetz aus Netaim und zuletzt einem Töpfer aus Gedera. Nun wollte er auf lustigere Weise zu einem Verdienst kommen. Er versprach sich viel davon, im Gefolge eines reichen Kaufmannes zu sein auf einem Zuge quer durch Gebirgsland, wo allerhand und noch einiges dazu geschehen könnte.

Und da er so durchtrieben war, dass man es ihm gar nicht anzumerken vermochte, und da er stämmig und dennoch geschmeidig war und vertrauenerweckende Antworten zu geben wusste, hatte ihn der Kaufherr gedungen, sogar für einen Lohn, der das übliche überstieg. Er sollte beim

Tragen der Sänften helfen, wenn der Weg an den Kreidekalkschluchten und Passaufstiegen so steil und eng wurde, dass die hasenherzige Orpa sich wahrscheinlich ängstigen würde auf ihrem Reittier.

Es kam die erste Nachtrast.

Man hatte die Stadt Edera nicht erreichen können. Langsamer als vorgesehen hatte sich die Karawane fortbewegt. Ein Kamel war lahm geworden und Orpa hatte sich mehrfach so töricht angestellt, dass es immer wieder zu Ärgeris und unnötigem Aufenthalt gekommen war.

So musste man in der Steppe übernachten, die hier nicht unwirtlich war. Der braune Erdboden aus verwitterter Lava hob dort und hier Streifen Fruchtbarkeit aus der Einöde – Weideplätze und Kornfelder. Ein kleines Gehölz von Therebinten und Tamarisken wehte Frische und honigsüßen Duft – hier war gut Zelte bauen.

Die Kamele und Maultiere wurden von ihren Lasten befreit und durften sich, je zwei und zwei aneinander gefesselt, im saftigen Grase ihr Nachtmahl rupfen. Die Diener und Treiber warfen sich, nach empfangener Stärkung, im Moos vor oder unter den Zelten nieder. Sie alle waren erschöpft und zufrieden, nicht weiter zu müssen nach diesem glühenden Tage.

Stille legt sich, eine beschwichtigende große Vaterhand, auf alle Geräusche. Dann und wann nur rasselten die Ketten der Reittiere, die nach den Säcken voll Treber schnuffelten, die sie nicht erreichen konnten.

Ein wenig abseits vom Lager der Schläfer und Warenballen stand Ismael und blickte in das vom Mondlicht und Schatten gefleckte Land, wie in Streifen von Ebenholz und Elfenbein lag es gebreitet.

Er hatte sich erboten, die ersten beiden Nachtwachen auf sich zu nehmen, er spürte keine Ermattung.

Von Zeit zu Zeit machte er die Runde um das schlafende Lager, schaute nach den Tierleibern, die jetzt reglos wie Steinhäufen im Grasfeld umherlagen, schaute nach dem Zelt des Kaufherrn, aus dem das Sägegeräusch zweier einträchtig Schnarchender drang, schaute in die Ferne hinter den Zelten und Leibern.

Er lehnte sich an den kühlen Stamm eines einzelnstehenden Therebintenbaumes, und er sang.

Nicht laut, er wollte die Schläfer nicht wecken, sie nur noch tiefer in ihren tiefen Schlaf hineinbegleiten.

Er sang:

*„Mond, der du aufgehst über den Hügeln von Hauran,  
Mond, der du aufgehst über den Hügeln der Welt,  
sag ihr, dass meine Seele es ist, die dort aufgeht,  
einsam und glänzend, doch nicht gerundet und ganz!  
Dunkel buchtet die Nacht in die Hülle des Mondes,  
Dunkel buchtet die Welt in mein wanderndes Herz.  
Sag ihr, ich ziehe ...“*

Und dann sang er nicht mehr.

Ihr Gesicht war heiß und feucht und zerrissen – vielleicht von den Ruten des Lotusgestrüpps, das nach ihr gegriffen hatte, als sie herkroch, vielleicht von der Leidenschaft.

Er legte seine Hände um ihr heißes, zerrissenes Gesicht.

„Hat dich niemand gesehen?“

Sie bewegte den Kopf, verneinend, zwischen seinen Händen.

„Ich wusste es“, stammelte sie, „dass diese Reise zu dir führte, zu dir – für immer –“

Sie hörte nicht auf zu zittern. Immer noch zitterte sie, als wäre dies ihre erste Nacht und nichts von ihr übriggeblieben als dieses Nachzittern des Schwindels und der Seligkeit.

„Du musst jetzt fort,“ sagte er endlich ermattet und möglichst nachdrücklich. „So lange darfst du nicht fortbleiben von deinem Schlafplatz.“

Es war nicht leicht, sie schließlich zu bewegen, sich von ihm zu trennen. „Ich bin in dich hineingewachsen“, hatte sie schon in der ersten Liebesnacht gestammelt. Ihm war, als müsse er Jedes Mal eine junge Pflanze entwurzeln, wenn er sie von sich löste. Eine Pflanze, die nirgend anders jemals mehr würde Wurzeln schlagen können. Es war ihm leid um sie.

Hoffentlich gelangte sie wieder unbemerkt zwischen die Zeltpflocke unter das Zeltgewebe zurück!

Eine Wolke verhängte das Verräterlächeln des Mondes, das war gut. Ismael setzte sich auf. Er zog die Knie an den Leib. Er zitterte nicht. Ja, er war ihm schon geschehen, dass ihr Zittern ihn ungeduldig machte; nicht mehr rührte wie in den ersten Nächten.

Würde sie denn niemals stärker Weib werden – so Weib wie die andere, die um sich stieß und an sich riss und Feuer speie, ohne auszubrennen und schier zu verlöschen. Wann würde sie einmal nicht mehr zittern, sondern *ihn* zittern machen, wie die andere Orpa es in ihrer tierwilden Uner-schöpflichkeit getan – die andere Orpa ...

Ismael stellte sich aufrecht, sein Arm umschloss den Therebintenstamm. Solch ein Baumstamm, wonnevoll kühl in seiner glatten, starken Nacktheit!

Ismael atmete befreiter; die Kraft und Teilnahmslosigkeit des Baumes half ihm, sich wiederzufinden. Auch über die andere Orpa hinweg, die jetzt Gott weiß wem angehören mochte ... mochte sie!

Er begann wieder zu singen – mit langen eintönigen Lauten, die ihr nicht völlig gehörten. Er wusste noch nicht, wohin sie wollten, ob es Worte oder nur Töne wurden ...

Nur fort – in etwas Fernes, etwas, das anders war ... größer ... kein Kind, das an ihm hing ... kein Zittern, das ihn beschämte und in Ketten legte – in eine Ferne ohne dies alles – womöglich ohne sich selbst ...

Er sang. Töne –, und dann mündeten sie doch in Worte:

*„Mond, der du – wanderst über die Hügel von Hauran,  
Mond, der du wanderst über die Hügel der Welt –  
wandern will meine Seele über die Hügel,  
über die Hügel, wenn sie nur wüsste, wohin ...“*

Und dann sah er, dass es ein Mann war, der vor ihm stand. Breitstämmig im hellaufgetauchten Mondlicht, mit Hass in allen Zügen und allen Gliedern und Muskeln.

Abaddon war es.

Es schien dem Sänger ganz verständlich, dass der andere ihn hasste. Es konnte nicht anders sein. Es war auch nichts dabei, dass der andere eine Waffe trug und er keine. Es schien eine Keule – nein, eine eiserne Axt war es; sie blinkte, sie war gewetzt.

Ob er ihn töten oder nur verwunden oder nur bedrohen wollte? Es war ohne Bedeutung.

Er selber war waffenlos. Er hatte Spieß und Schleuder am Lagerplatz gelassen und das Messer aus dem Gürtel gezogen, als er Orpa umarmte. Es lag irgendwo im Moos; er hatte vergessen, es wieder in den Gürtel zu stecken. Also konnte der andere tun, was ihm beliebte: verwunden, schrecken, töten – vielleicht blieb alles dasselbe –. Ohne Furcht, ein wenig wissbegierig, mehr noch gleichmütig blickte Ismael in die schadenfroh grinsenden Augen.

„Was willst du von mir?“

Er war auf die Antwort nicht gespannt. Ob der andere sagte: „Dein Leben“, oder „Die kleine Orpa“, oder was im-

mer, vielleicht war alles das gleiche.

Der Mond schien unverwundbar weiß – bis auf die eine Seite, wo die Nacht in ihn eingebrochen war und ihm etwas genommen hatte. Der Duft des Pistazienharzes rauchte einschläfernd schwer – Mond und Duft und Liebe hatten Ismael müde gemacht, alles andere wurde gleichgültig, wurde das Gleiche.

„Kommst du mich ablösen? Ich bin müde“, murmelte er und freute sich auf den Schlaf: sich hinwerfen irgendwo auf das gute Moos, ohne umarmt zu sein, ohne sagen zu müssen ‚immer – immer‘ – nur schlafen!

Böse lachte der andere auf, überspritzend von Bosheit:

„Ja – Dich ablösen. Was gibst du mir dafür?“

„Wofür?“ Ismael verstand ihn nicht, er war zu schläfrig, um nachzudenken.

„Gibst du mir Orpa, wenn ich dir das Leben lasse?“

Orpa? Warum verlangte der andere nicht gleich: Gib mir den Mond, der über dem Hauron hängt – es war ja das gleiche ...

„Gibst du sie mir? Dann lass ich dich leben.“

„Lass mich lieber schlafen –“

Ismael versuchte, sich am andern vorbeizuschieben – gleich hier neben dem Baumstamm wollte er sich seinen Schlafplatz –

Der andere aber ließ sich nicht beiseiteschieben und mit schläfrigen Antworten abfinden.

Schließlich konnte sich Ismael nicht mehr darüber hinwegtäuschen, worum es ging. Es ging gar nicht um Orpa, nicht um Leben oder Tod, es ging um eine Abfindungssumme. Am Leben des Ismael lag dem andern wenig, er verlangte bloß ein angemessenes Schweigegeld. Er wollte ihn nicht umbringen, wenn es sich vermeiden ließ, denn wer anders als er, der zweite, wäre als Täter entdeckt und entwe-

der davongejagt oder erschlagen worden?

Andrerseits schien er fest entschlossen, alles – und es war tatsächlich *alles* –, was er wusste und erlauscht und mitangesehen hatte (hinter dem nächsten Lotusgebüsch war er gelegen), wütend entschlossen, dies alles ans Tageslicht zu bringen. Morgen würde es der Kaufherr von ihm erfahren! Daran war nicht zu zweifeln. Und was dann geschehen würde – auch daran war nicht zu zweifeln.

„Wieviel gibst du mir? Zwei Goldschekel?“

„So viel habe ich nicht.“

„Wieviel hast du?“

„Ein Handvoll Silberschekel bloß und nur – ja, ich habe noch eine persische Darike.“

„Gib sie her!“

Die Geldstücke waren bald aus dem Besitz des einen in den des andern übergegangen. Zuvor aber musste der andere noch einen Schwur leisten, durch den Orpa vor dem Zorn ihres Vaters beschirmt werden sollte:

„Schwörst du es mir bei allem, was dir heilig ist?“

Das war leicht geschworen, was war diesem Abaddon schon heilig! Er wusste nichts dergleichen, hütete sich aber, es auszusprechen. Heilig! Fast hätte er laut herausgelacht. Schon längst nicht mehr, und niemals gewesen.

Er war aus einer Kindheit in der Gosse in eine Jugend in der Gosse emporgeschossen, verbeult und pockennarbig und daheim in allen Spelunken und Hehlerschlupfwinkeln. An Erlebnissen hatte es ihm wahrlich nicht gemangelt, auch zwei oder drei Totschläge zählten dazu und die Scheußlichkeiten eines balyonischen Kerkers, aus dem er dennoch lebendig entkommen war.

Allem wusste er zu entkommen, was ihm nicht behagte. Alles und alle wusste er in seine Gewalt zu bekommen, wenn es ihm behagte. Er hätte sie gar nicht mehr her erzählen können,

so viele waren es gewesen. Er konnte sich mehr derartiger Erlebnisse rühmen als manch fettwanstiger Kaufherr.

Erlebnisse – ist nicht von ihnen nur so viel erlebt gewesen, wie in der Erinnerung zurückbleibt, wenn viele Jahre mit ihren Lüsten und Schmerzen darüber hingingen?

In ihm war nichts übriggeblieben als ein Häufchen Unrat.

Nein, es fiel seinen wulstigen Lippen nicht schwer, den verlangten hochheiligen Eid zu leisten!

Bei allem, was ihm heilig war, würde er Orpa nie an ihren Vater verraten! Auch wenn Ismael sich nicht mehr in der Nähe der Karawane befand, um ihn sogleich zu erstechen, falls er dennoch ein Wort von dem verlauten ließe, was er in dieser Nacht – –

Nein! Nie an den Vater verraten!

Abaddon überlegte blitzschnell, während er die Schwurfinger in das Mondlicht emporgereckt hielt:

Orpa in seiner Hand! Sie hatte Schmuckstücke. Ihr Vater hatte Goldminen oder gar Goldtalente. Sie musste wissen, wo er sie aufbewahrte. Eines nach dem andern würde in seine Hand fallen nach jeder Bedrohung: Spangen und Fingerringe und diamantene Ohrgehänge, Amulette mit Saphiren, so blau wie Pfützen, in denen sich wolkenloser Morgenhimmel spiegelt. Eines nach dem andern, wenn er sie erst richtig zu fassen kriegte bei ihrer Jungfrauenehre und ihrer Angst. Diese furchtsame Häsin, die selbst in der Wollust noch mit den Zähnen klapperte!

Er würde sie auch, schon klappern machen, ha ha! „Ich weiß, wohin du in der Nacht im Gehölz gekrochen bist – bei wem du – – Ich sag es deinem Vater – ich hab mir alles mitangehört, was ihr dort – Gib mir deinen Ring – gib mir den Halsschmuck mit den Rubinen – dann sag ich es ihm nicht!“ Ein Stück nach dem andern – sie selber vielleicht auch – aus lauter Angst. Aber es gelüstete ihn gar nicht danach, sie

zu besitzen. Der Satan mochte nach so was Magerem geil rein – solch kraftloses Riedgras, solch flatternde Fledermaus! Er hatte ganz andere gehabt. Er würde ganz andere haben, in jeder Stadt, durch die sie kommen würden.

‚Wenn ich nicht mehr in der Nähe bin‘, hatte Ismael gesagt. Es waren zuerst nur Worte gewesen, bei denen er sich nichts Bestimmtes gedacht hatte, und nichts überlegt.

Aus Worten wächst Mancherlei. Auch ein Entschluss. Auch eine Tat. Noch bevor sich die Sonne über der Kuppe des fernen Zalmon erhob, machte sich Ismael auf. Südwärts, zurück auf den Spuren, die sie am vergangenen Tage in die Ebene gezeichnet hatten. Es war nicht viel mehr als eine Tagesreise für ihn. Er hatte wenig zu tragen – das Messer und den Wurfspieß. Geld hatte er keines mehr. Nur seine Waffen und sein Herz.

Als die Sonne ihr Antlitz über den Zalmon emporhob und der Tau in den Gebüschern noch nicht aufgesogen war von den Sonnenlippen, war er schon stundenweit über die braunverwitterten Steppen zurückgewandert.

Es war das Beste so. Der Ausweg.

Scharen von Wachteln zogen über ihn dahin und dann und wann schreckte sein Schritt einen Strauß auf, der in sausender Flucht davonstob und mit eigentümlich klagenden Schreien irgendwo verschwand.

Die Einsamkeit war sehr groß und tat wohl.

Es war Abend, als er die Stadt zwischen den Bodenwellen vor sich auftauchen sah. Das klare Siebengestirn stand über den alabasternen Säulen der Tempelstraße.

Mauersegler glitten in niedrigem Fluge über sein schweißnasses Haar. Auf einem Brunnenrand vor dem Westhof saß ein altersschwacher Hirt und spielte dünne Töne auf seiner altersschwachen Gittith, um die Feldgeister zu vertreiben.

Es währte längere Zeit, bis Orpa erkannte, dass Ismael sie verlassen hatte.

Nicht am ersten Tage und auch am zweiten und dritten nicht hatte sie es glauben wollen. Nicht dem, was sie sah, noch dem, was ihr Abaddon zuraunte, gab sie Einlass in ihre Seele. Sie lächelte noch. Sie blickte geradeaus oder zur Seite hinab. Und sie fürchtete sich auch nicht mehr, wenn ihr Reittier einmal strauchelte oder der steigende Pfad steiler und steiniger wurde. Nein, sie wollte nicht in die Sänfte!

Vom Rücken des Tieres hatte sie einen weiteren Ausblick. Sie erwartete, dass Ismael bald wieder zu ihnen stoßen würde. Um die Mittagszeit, oder in der Bläue des Abends. Oder in der kommenden Frühe gewiss. Wenn die Karawane das nächste Mal Rast machte, oder wenn man die große Stadt erreichte, deren Tempeldächer schon hinter der buschumstandenen Bachwindung aufglühten.

Er konnte dieser Reise nicht lange fernbleiben, denn diese Reise ging ja zu ihm! Sie hatte so selig begonnen und würde so selig bleiben, diese Reise zu Ismael!

Brutheiß waren die Tage nach den langen durchwachten Nächten im schwülen Zelt. Und jeder heiß und atembeklemmender, der weiter fortführte vom lotusdurchdufteten Therebintengehölz, wo Ismael sie verlassen hatte. Sie hätte die Karawane von Raubtieren zerfleischt sehen mögen für einen Herzschlag der Seligkeit in Ismaels Armen!

Immer weiter fort – immer weiter fort von jenem Paradies zog die Karawane das Jordantal abwärts. Sie kamen durch Städte voll lärmend gestikulierender Menschaufläufe. Sie kamen an Tempeln vorüber, in denen die Sahbathlichter entzündet wurden. Sie aber hatten andere Gesetze und andere Götter, sie zogen vorüber an den Lichtern und heiligen Festlichkeiten. Durch Städte – durch Haine – über Hügel – und wieder durch Steppe.

Sie hatten Wasser in den Schläuchen und so tat es nicht viel, dass sie jetzt durch ein Gelände kämen, wo es nur trübe Lachen mit fauligem Wasser gab und öde Berge, über die der Wind vom Großen Meer herüber seine sausende Botschaft trieb.

Orpa hatte noch nicht recht verstanden, was Abaddon eigentlich von ihr wollte, der sich immer häufiger an ihrem Reittier zu schaffen machte und gezwinkerte Vertraulichkeiten nach ihr warf.

Sie wollte nicht wissen, was er begehrte, es war ihr alles, alles so gleichgültig, und sie vermied, sich von ihm helfen zu lassen.

Am neunten Tage nach dem Therebintenhain – dies war die Zeitrechnung, nach der für Orpa Sonne, Mond und Karawane ihren Bahnen folgten – am neunten Tage vor Sonnenuntergang machten sie Rast am Abhang einer Mulde, die von vereinzelt und bizarr verkrüppelten Pinien und fast blattlosen Pistazien umstanden war.

Im Talkessel lag schwarz und schlammig ein Tümpel, von Insektenschwärmen, Stechmücken und Hundsfiegen überbrummt, von schillernder Fäulnis überzogen.

„Trinket nicht Wasser aus jener Lache“, hatte der Kaufherr gewarnt. „Es ist vergiftet.“

Er wusste es von früheren Reisen her: Wer aus diesem Wasser getrunken hatte, war umgekommen. Totes Getier und wohl auch Menschenleichen lagen auf seinem Grunde.

„Trinket nicht aus dieser Lache“, hatte der Kaufherr gewarnt, und es wurde auch für niemand zur Versuchung, aus diesem Tümpel voll Gift und Tod zu schöpfen, denn sie hatten noch Wasser genug in den Schläuchen.

Sie lagerten ein wenig abseits, ein wenig erhöht über der Talmulde, um die Tiere nicht dem Geschmeiß der Insekten

auszusetzen. Ohnehin hatte es sich schon in einer surrenden Wolke herangemacht.

Die Kamele zerrten an ihren Ketten, die Maulesel peitschten mit ihren Schweifen um sich. Die Menschen, in ihre Mäntel und Schleier gewickelt, hatten sich gegen die Plage zu schützen gewusst und schnarchten orgeltönig in wohligem Schlummer.

Orpa erhob sich geräuschlos.

Sie tastete sich zwischen den Zeltstangen dem Ausgang zu. Sie schob das rauhe Gewebe aus Ziegenhaaren zur Seite. Sie stand im Freien.

Sie bog den Kopf in den Nacken zurück und blickte zum sternbesetzten Nachthimmel hinauf. Wie ein Reif von Bergkristallen glitzerte es zu ihrem Haupte, am hellsten das Siebengestirn.

Wem mochte der Schmuck gehören? Sie hätte ihn gern Ismael geschenkt, allen, den sie besaß und auch diesen.

Mit den Sohlen sich vorwärtstastend, schlug sie den Weg in die Senke ein. Jetzt musste sie auf ihre Schritte achten. Es wimmelte in dieser sumpfigen Niederung von Lurchen und Schnecken. Es ekelte sie, mit ihren nackten Sohlen auf das schwammige Gewürm zu treten.

Nun stand sie unten am Rande des schwarzen Tümpels.

Sie kniete nieder und zog das Trinkgefäß aus dem Gewande, das sie dort verborgen hatte.

Tiefer noch beugte sie sich über das übelriechende Gewässer.

Sie tauchte das Gefäß bis über den Rand hinein in das von Schlamm überzogene nasse Schwarz.

Sie setzte das Gefäß an die Lippen. Sie trank.

Sie gab sich keine Rechenschaft darüber, ob es ekelig und abscheulich und Übelkeit erregend war. Sie trank.

Sie hielt ihres Vaters Worte wie einen Schild gegen Ekel

und Widerwillen: Wer von diesem Wasser trinkt, der trinkt reinen Tod! Und sie trank.

Sie schloss die Augen. Sie brauchte die Sterne nicht – sie brauchte den Himmel nicht – sie hielt ihres Vaters Worte wie einen Schild zwischen sich und den Sternenhimmel. Und das war das Ende ihrer Reise, die zu Ismael hatte führen sollen.

Die Sterne zwinkerten durch die Steppennacht. Ein grüner, glotzügiger Lurch setzte sich auf die Kehle des Mädchens, das so reglos dalag, dass er sich nicht davor fürchtete, sich an ihrer Haut festzusaugen.

Sie war wohl schon weit, sehr weit von diesem Tümpel fortgegangen, vielleicht den Weg über die lavaverwitterten Steppen, den Ismael vor neun Tagen geschritten war; vielleicht einen ganz anderen, in einer Richtung, die niemand ihr zu zeigen vermochte.

Und vielleicht führte ihre Reise sie doch zum Ziel, das für sie „Ismael“ hieß.

Was wissen wir Reisenden, wie unsere Ziele heißen?

## DER KRANKE KNABE

Damals – es war zur Zeit der geteilten Reiche – war Ismael ein Kind. Ein krankes Kind, dem Diener auf silbernen Platten ausgeklügelte Mahlzeiten richteten und Dienerinnen mit gespreizten Palmenfiedern Kühlung zufächelten.

Den vornehmen Frauen, die seiner Mutter Gäste waren, machte es Vergnügen, ihn an ihre Seite zu ziehen, in ihre Gewänderfalten.

War es sein eigenes Herz, das sich so dumpf und verzweifelt dagegen wehrte?

Er war kein anziehender Knabe; hässlich und schief. Auch sein Gesicht war verschoben: das linke Auge größer und höher als das rechte, und beide finster von Geduld und Ungeduld und dem Willen zum Ausbruch.

Die vornehmen Frauen spürten es, wenn sie auch das Ziel des Ausbruches unterschätzten.

„So früh schon ...“, sie verbissen ein Lächeln; sie zogen ihn näher in ihre Gewänderfalten. Das heftige Pochen machte ihnen Spaß, man konnte es fast für das eigene Herz halten, nur viel aufsässiger drängte es.

Ismael hätte gern gespielt wie seine gesunden Altersgenossen, alles von sich fortgespielt, was ihn umgab: die Diener, die Verwöhnung, die Frauen und sich selber. Er hätte gern gespielt wie die Knaben der Landaufseher, denen er manchmal aus der Entfernung zuschaute: mit Reifen und Bällen und miteinander, und noch ganz anders.

Weil er es niemals gekonnt und gedurft hatte, meinte er, dass Spiel etwas sei, war alles verwandelte – auch die Welt. Oder spielte schon jemand mit der Welt und würde einem nicht erlauben, daran teilzunehmen? Er hatte immer nur zu-

schauen dürfen, das war es.

Im Hause diente eine Magd, die er mit argwöhnischen Augen beobachtete. Einmal, als ihr Schultertuch sich verschoben hatte, gewahrte er, dass eine rötliche Narbe über ihren Nacken lief.

War sie geschlagen worden, ehe sie in Dienst zu Ismaels Eltern kam, wo die Sklavinnen nur selten und nicht blutig geschlagen wurden?

Es gab zwei Vorstellungen, die den Knaben bis zum Ekel würgten und schlaflos machten: Striemen und Durst.

„Ein anfälliges Kind“, sagte der Leibarzt und riet zu Bädern in allerlei Laugen und Salzen, die ihn kräftigen sollten.

Auch müsse man ihn vor feuchten Abendwinden und vor grellem Mittagslicht in Acht nehmen.

Doch es war nicht der Wind und nicht der Sonnenschein, die ihn bleich und anfällig machten. Es waren – er nannte es: seine Gedanken. Es Erinnerung zu nennen, vermochte er nicht. Wie hätte er wissen sollen, was nicht Weise noch Priester wussten und worin sich niemand zu recht findet. Die Lebenden nicht, von den Toten kann man es nur erhoffen.

Er nannte es seine Gedanken und meinte die Bilder damit, die in seiner Seele lagen, die nicht einmal Bilder waren, nur das, was von Bildern nachbleibt, wenn man die Hände über sie gedeckt hat oder Nächte oder andere Bilder.

Striemen und Durst.

Sobald Ismaels Gedanken daran stießen, brachen sie auf wie noch unreife Geschwüre. Und die Gedanken von ‚Anfälligen‘ stoßen immer und immer an das, was sie aufbrechen macht.

Striemen und Durst – Er hatte weder die einen noch den andern jemals am eigenen Leibe erfahren in seinem beschirmten Dasein.

Von wem und weshalb hatte sich die Magd mit dem verschobenen Schultertuch schlagen lassen? Er wollte seinen Vater bitten, er möge ihn einmal züchtigen – mit einem starken Lederriemen einer dicken Dornenstaude. Er wollte wissen, wie es tat. Vielleicht würden die geißelnden Gedanken dann von ihm lassen.

Durst –

Er saß vor seiner Schale, die bis zum Rande gefüllt war mit dem Saft süßer Orangen. Er trank nicht. Er wollte dursten.

Als die Dienerin gegangen war, stand er hastig von seiner Ottomane auf und bückte sich über einen der Holzbottiche, denen kräftige Zimmerpalmen und Oleander entwuchsen. Er sollte unter Lebensbäumen ruhen, so wollte es der Leibarzt.

Ismael goss den Orangensaft in die Erde des Bottichs – mochte der Oleander ihn trinken! Er wollte erfahren, wie Durst tat. Er hatte davon reden hören. Kaufleute und Kameltreiber der Karawanen, die manchmal am Landgut vorüberkamen, hatten davon erzählt: Durst! Wüste! Tage und Tage und Tage lang! Sie rissen die Bäuche ihrer Kamele auf, um sich über die dort noch gespeicherten Wassertropfen zu stürzen. Sand klebte am Gaumen, in Magen und Lunge. Wahnsinn in der Kehle. Man warf sich in den Sand, man wühlte mit den Händen im Sande, man schluckte, man schlürfte den Sand im Delirium des Durstes.

Ismael wollte wissen, wie es tat. Es musste einen Weg geben, Durst für immer aus der Welt zu schaffen. Sie bestand doch nicht nur aus Wüste und Verzweiflung.

Gab es denn nicht Meere? Gab er denn nicht Menschen? Einer von ihnen musste doch einen Quell entdecken, der allmächtig genug war, Wüste und Durst aus der Welt zu schaffen!

Ismael lag auf seinem tragbaren Divan unter dem strotzenden Lebensbaum, der am Nachmittag seinen Orangensaft getrunken hatte und am Abend seinen Becher voll Wein. Seit vielen Stunden hatte er heute nichts getrunken – bald musste der Durst einsetzen.

Ja, der Durst setzte ein. Es war unangenehm – unbehaglich –. Man wollte das Gefühl so rasch wie möglich in ein anderes verwandeln. Nein, nein, er würde sich nicht vom Fleck rühren. Er würde nichts unternehmen, um Linderung zu finden.

Er lag ausgestreckt auf seiner schiefen Wirbelsäule und starrte in das matte Dunkel über dem tieferen Schwarz der Lebensbäume. Er befeuchtete die Lippen mit der Zunge. Noch ließen sie sich befeuchten, noch war die Zunge nicht gedunsen und nicht verdorrt.

Dennoch durstete er. Dies war Durst. Er peinigete.

Man wünschte sich eine Schale Orangensaft herbei – nie wieder wollte er sie in einen Bottich entleeren. Man wünschte sich einen Becher voll Wein herbei – zwei Becher – drei Becher! Nie wieder wollte man einen Tropfen verschütten!

Die Dienerin schlief natürlich schon längst. Niemand würde ihm vor morgen früh etwas bringen, womit er seinen Gaumen netzen könnte.

Dies nun war wirklicher Durst.

Man schluckte und schluckte. Man atmete mit dem geöffneten Munde. Man versuchte den ganzen Mund mit Luft anzufüllen.

Es half nichts, man hatte ihn nur mit Trockenheit angefüllt. Man musste etwas haben, um sich vom Munde abzulenken. Etwas Schönes, das zugleich kühl war. Er streckte den Arm nach der Tafelung der Wand aus: wie glatt und angenehm sich die Elfenbeinstreifen zwischen dem Zedern-

holz anfühlten – doch nur für die Fingerspitzen. Sie waren es ja nicht, die Durst litten.

Er hätte die Lippen an das Elfenbein der Täfelung gedrückt, mit den Lippen, nein, mit der Zunge über das glatte Elfenbeinmuster geleckt.

Wohltuender noch müsste es sein, ein Oleanderblatt zwischen die Zähne zu nehmen. Sollte er eines abbrechen und es versuchen ein wenig hineinbeißen – ob es sehr bitter schmeckte? Jetzt wusste er, was Durst war. Und hatte er denn mehr gewollt, als es bloß wissen?

Er erhob sich von seinem Ruhebett unter den Palmen und Oleanderblättern. Behutsam schlich er sich aus dem schwülen Schlafraum in die Halle hinaus, über den Estrich aus Steinplatten und von dort in den Mittelhof.

Vor sich selber schlich er so verstohlen. Denn er schämte sich, mehr noch, er hasste sich für das, was er tat.

In Mittelhof plätscherte ein dünner Wasserstrahl aus einem kupfernen Schnabel in ein steinernes Becken. Er schob das schiefe Gesicht so weit als möglich vor, er öffnete den Mund und saugte und schlürfte, saugte und half mit den Fingern nach, um den dünnen Strahl in den Mund zu lenken.

Und dann lag er wieder mager hingestreckt auf der Ottomane unter den Lebensbäumen. Er streckte die dünnen Arme empor und fasste nach einem der glatten Äste, nach einem Blattansatz, um sich an irgendetwas festzuhalten, wenn es auch keinen Halt zu geben vermochte.

O, was war das für eine Welt, in der schon die Vorstellung einer Qual so qualvoll elend machte, dass man sie nicht ertrug!

Sein Siechtum währte einen regnerischen Winter lang. Immer war jemand bei ihm, bereit, jeden seiner Wünsche zu erfüllen. Zumeist war es seine Mutter. Sie verwelkte daran.

Sie liebte ihn mehr als ihr Leben.

In den Stunden, wo er so schwach schien, dass er nicht einmal mit den Lidern mehr lächeln konnte, warf sie sich an ihm nieder und küsste seine abgemagerten Hände. Ihre Lippen saugten sich fest an der schlaffen Haut seiner Fingerknöchel.

„Bleib – bleib – bleib –“ saugten die verzweifelten Lippen.

Ismael litt am Schmerz seiner Mutter, der ihn wie eine Hyäne anfiel, dazu noch bei lebendigem Leibe. Er zürnte ihr um ihres Schmerzes willen: Sie sollte sich nicht schlagen lassen, von wem es auch sei!

Wem war sie denn versklavt? War ihr Gott ein Sklavhalter? Dann musste man ihn verabscheuen!

Er, Ismael, wollte allen Sklaven die Freiheit geben, wenn er einmal ihr Herr war. Zuallererst den Müttern, deren Augen am schmerzlichsten anklagten.

Jetzt konnte er noch nichts für sie tun. Nicht einmal für seine eigene Mutter. Er wollte nicht, dass sie sich schlagen ließ und konnte sie doch nicht davor bewahren, sondern nur von ihr fortgehen.

Agur, sein Lehrer, hatte ihm früher einmal von der ägyptischen Magd Hagar erzählt und von ihrer Herrin Sarai, die von den Kanaanitern verehrt wurde wie eine heilige Frau. Deshalb hatte sie tun dürfen, was immer ihr beliebte. Sie hatte ihre Leibmagd ihrem Manne gegeben, damit sie ihm das Kind gebäre, das ihr versagt war. Danach aber hatte sie die Leibmagd gezüchtigt mit Auspeitschung und Austreibung, wiewohl sie nur das getan hatte, was die Herrin sie geheiß.

Es sei schon lange her und vergangen, hatte Agur getröstet, da er sah, wie sein Zögling das schiefe Gesicht noch schiefer verzerrte bei dieser Erzählung.

Nichts ist vergangen –, kein Schlag, keine Träne. Noch heute kann man daran sterben. Ismaele sterben daran.

Die schöne Sarai hatte Stauden mit zackigen Dornen gewählt. Dornen rissen zackige Wunden ins Fleisch und viele blieben im Fleisch stecken, sodass Hagar lange Nächte ihren Rücken nirgendwo anzulehnen vermochte, ohne vor Schmerz zu ächzen.

Bis heute stecken sie im Fleisch und Ismaele sterben daran. Noch heute.

Die Ärzte wussten es nicht.

Die Ärzte wurden der Giftmischung beschuldigt und in den Kerker geworfen. Der Leibarzt kam aus dem Kerker nicht mehr heraus. Denn Ismaels Vater war ein königlicher Landpfleger und hatte große Gewalt und große Reichtümer. Er hatte Vögte und Richter und viele Stockmeister unter sich. Er hatte die Macht, Böses, das Gott ihm antat, mit Bösem zu vergelten an denen, die in seiner Gewalt waren. Und er ließ zwei von Ismaels Leibwächtern auspeitschen bis Wirbel und Hüftknochen bloßlagen vor seinen Augen – so sehr lag ihm sein Knabe am Herzen.

Des Landpflegers junger Sohn Ismael war nie geschlagen worden und hatte nie Durst gelitten und doch starb er daran.

In einer Nacht, da seine Mutter allein bei ihm war, denn sie hatte den Glauben verloren, dass jemand außer ihr die Kraft besaß, ihm den Tod vom Leibe zu halten, hörte sie ihn halblaut reden. Er sprach vor sich hin.

Seine Brauen lagen gleich schwarzen Schlangen über den schwarzen Augenhöhlen, die seine Augen gefangen hielten.

Die Mutter hob das Gesicht von seiner schlaffen Hand und lauschte.

Ismael sprach:

*„Der Tod ist ein Sänger, er singt uns hinab in den  
Abgrund.*

*Er singt uns hinauf in ein Sternbild – er singt und singt.  
Er singt uns hinaus aus uns selber; wir sind nicht zu hal-  
ten.*

*Töne nur sind wir und seine Stimme reicht weiter:  
Der Tod ist ein Sänger, er singt uns, als wären wir Lie-  
der.*

*Wer noch kein Lied ist, er holt es aus ihm heraus.*

*Der Tod ist ein Sänger, jetzt hebt er auch mich an zu sin-  
gen.*

*Der Tod ist mein Sänger ... Sag, Mutter, wem singt er  
uns zu?“*

„O, mein Ismael“, schluchzte seine Mutter grell und fasungslos. Er hatte immer wieder tief und mühselig Atem geholt, insbesondere vor dem Wort ‚Sänger‘, als müsse er sich dieses erst Jedes Mal erringen, erklimmen, wozu es großer Anstrengung bedurfte. Das grelle Schluchzen schlug ihn wie Dornenstaude.

Es ist so schwer, geliebt zu werden.

Es ist schwer, eine Mutter zu hab. Es ist schwer, eine Mutter verlassen zu müssen, die einen in grellflackernder Verzweiflung liebt.

„Nicht! Nicht! Nicht!“ wehrte sich seine Mutter mit beiden erhobenen Armen, an denen die Goldbänder wie schwere Sklavenfesseln hingen; wehrte sich gegen das, was bevorstand.

Es hatte nichts geholfen, dass sie sich festsog an den Knöcheln des kraftlosen Knaben. Es hatte nichts geholfen, was man im Kerker am Leibarzt mit unübertrefflichen Folterungen tat. Es hatte nichts geholfen, dass sie Tag und Nacht auf den Knien lag vor des Knaben Lager. Was blieb ihr zu tun?

Ja, sie wollte sich zwischen den Knaben und den Tod werfen, wenn er eintrat. Mit ihren erhobenen Armen, die von Rosensalbe dufteten und von Geschmeide klirrten, mit ihrer keuchenden Brust, mit ihren starken Hüften. Hinausdrängen wollte sie ihn in den Vorhof, in die Höfe der Knechte hinaus. Mochte er sich dort eine Beute suchen.

Es gab genug Kinder, die ihm niemand streitig gemacht hätte.

Ihn hereinlassen, an ihres Ismael Lager – nie und nimmer! Sie fühlte sich Herrin genug, es mit dem Tode aufzunehmen. Wenn er ein Sänger war, wie Ismael meinte, konnte sie mit ihm fertig werden.

Die meisten Sänger waren weder kräftig noch kriegerisch. Sie lebten vom Wohllaut ihrer Stimme und von den Wohltaten, die ihnen zu Teil wurden.

Da war einer, der jedes Jahr des Weges kam und Ihr nicht recht geheuer dünkte. Er hieß Asrael und hatte Augen, die gar nicht seine Augen zu sein schienen. Durch Sänger, die aus fremden Gegenden kamen, fühlte man sich unversehens ein wenig herabgesetzt. Nicht mehr ganz so reich und seines Besitzes sicher, wie man es war, als wäre man in ihre Schuld geraten. Obwohl sie, des königlichen Landpflegers Eheweib, wahrhaftig mit Almosen nicht geizte und nichts dafürkonnte, dass Asraels Augen nicht sein eigen waren.

Sie hatte immer getrachtet, Ismael von ihm fernzuhalten. Des Sängers Traurigkeit sollte nicht nach dem Knaben fassen, der gar so leicht von allem erfasst ward, was ihn nichts anging.

Sie hörte noch Asraels wohllautende Stimme draußen vor den hinteren Höfen singen, wohin sie ihn gewiesen hatte, damit Ismael nicht begegne.

*„Ich hänge mein Herz in den Wind, damit er es singe.  
Ich häng meine Nacht in den Mond, damit er sie röt’.  
Ich hänge mein Lied in dein Lächeln, damit es dich leite,  
Ich hänge mein Leid in dein Herz, damit wir vergehn ...“*

Sie hatte den Sinn des Gesanges nicht verstanden, doch ein böser Druck hatte sich mit ihm auf ihre Brust gelegt und das Atmen beschwerlich gemacht. Und als Asrael die Hand nach den Almosen streckte, die den Sängern und Pilgern reichlich verabreicht wurden, hatte sie sich aufs Neue darüber verwundert, wem seine Augen gehören mochten, da nicht ihm?

Speise und Trank hatte er zu sich genommen, fast achtlos, wie man die Sommerluft atmet. Nicht als eine Gnade, die er empfing, eher als eine Gnade, die er erteilte.

Dies war, so dünkte ihr, allen Sängern gemeinsam, die von einer Ferne in die andere zogen. Und sie hatte, als sie wieder in das Wohnhaus zurückkehrte, ihren Arm um Ismael geschlungen und ihn vom Fensterplatz fort in die Tiefe des Gemaches gezogen. Er sollte nicht von ihr fort in die Ferne gehen – nie – nie!

Auch einen zweiten Sänger – Jubal nannte er sich –, hatte sie nicht in Ismaels Nähe gelassen. Er war so ausgemergelt, als habe er sich ein Jahr lang nur von sauren Herlingen oder harten Trebern genährt. Das Dachsfell, das seine Lenden umhing, war abgewetzt und haarlos vor Alter.

Er trug tiefe Löcher in den Wangen unter den felsigen Backenknochen, in denen sich die Schatten ansammelten wie schwarze Teiche. Auch dieser ausgemergelte Jubal hatte Unverständliches dahergesungen. Sie erinnerte sich nur noch eines Anfanges und eines Endes:

*„Manchmal ist alles Gold: der fallende Regen,  
die kupfernen Dächer, das Tor und dein Angesicht ...“*

und geschlossen hatte er mit den Worten:

*„und manchmal ist alles nur Regen.“*

Wie mit Asrael und Jubel so wollte sie es auch mit dem Tode halten, wenn er ein Sänger war. Hätte sie seinen Namen gewusst, wäre es einfacher gewesen, ihn daran zu packen und fortzustoßen wie einen aufdringlichen Hofhund. Doch sie durfte nicht wagen, ihm den Namen eines Hundes zu geben. Das könnte alles verschlimmern, wenn er am Ende einen sehr fremdländischen trug.

Ob Ismael wusste, wie er hieß? Ismael wusste so vieles. Gerade all das, was zu wissen sie ihm vorenthalten wollte. Mit ihren starken Ellbogen und Hüften würde sie sich dem Tode in den Weg stellen; ihre klirrenden Armbänder in sein Angesicht schlagen, sodass er seine Blicke nicht in die Richtung zu wenden vermochte, wo der Knabe lag.

Sie hatte einmal eine Truthenne gesehen, die ihre Kleinen aus dem Verschlag führte, als ein mächtiger Rauchadler aus den Lüften herabgestoßen kam. Seine ausgebreiteten Schwingen beschatteten den ganzen Hofplatz. Und die Henne war als Siegerin aus dem kurzen kreischenden Zweikampf hervorgegangen, der riesige Adler hatte abziehen müssen ohne Beute in seinen Fängen.

Wenn der Tod ein Sänger war, kam er an Kräften keinem Rauchadler gleich. Fahrende Leute waren hohlwangig und dürr, man meinte ihre Knochen unter den abgewetzten Fellen klappern zu hören. Auch den Tod konnte man sich nicht wohlbelebt vorstellen, mit Muskeln wie die Stockmeister sie hatten und einem Bauch, wie ihr Gatte, der Landpfleger.

Sie würde es mit dem Tode aufnehmen, wie jene Henne, die auch eine Mutter war.

Sie wünschte fast, er möge jetzt gleich eintreten. Ihr Busen wogte, ihre Spangen klirrten, gerade jetzt. Damit es überstanden war. Dieses Warten auf ihn war unerträglichste Marter. Und wie, wenn er eintrat, während sie schlief! *Jetzt* sollte er kommen, sie war gewaffnet!

Ismael gewahrte das Funkeln in den Augen seiner Mutter. Er freute sich, dass sie ihre Niedergeschlagenheit überwunden hatte. Nun konnte er noch ein wenig von dem zu ihr reden, was er gern ausgesprochen hätte, um es selber leichter zu erfassen.

„Mutter“, sagte er mit schwacher Stimme: „Erinnert du dich an Asrael?“

Sie erschrak. Ein Schauer im Rücken machte sie frösteln. Sie schüttelte heftig den Kopf und ihre Ohrringe klimpern fröhlich: „Nein, ich entsinne mich nicht – aber an die Gaukler kann ich mich gut erinnern, weißt du, die bunte Schar mit den vielen Kindern und dem dicken Bären, die aus Baalbeck kamen. Sie piffen und bliesen, und Tamburine hatten sie und Rohrpfifen und Dudelsäcke – ja, das war lustig, weißt du noch? Und die Kinder machten Sprünge, höher als ein Eselrücken!“

Es half nichts, dass sie von den Sprüngen der Gauklerkinder redete, Ismael blieb beim Sänger Asrael:

„Wenn ich an den Tod denke“, sprach er leise, „dann denke ich an Asrael. Ich möchte nur wissen, ob er weiß, was er singt. Oder ob es so zu ihm kommt, wie zu uns die Träume? Und ob er uns nur das Geleit gibt durch das Stadttor der Nacht, oder ob wir immer bei ihm bleiben, und mit ihm ziehen werden?“

„Kind, Kind“, wimmerte die Mutter. Hast du je gesehen, dass Asrael hier geschlafen und geträumt hätte? Und wenn

noch andere mit ihm zögen, müssten wir sie doch gesehen haben. Aber er war immer allein. Die Gaukler, ja, die kamen in bunten Scharen, lustige Gesellen waren das! Am Ufer des Orontes kamen sie entlang und alle Kinder aus den Dörfern liefen hinter ihnen her. Weißt du noch, wie vergnüglich das war!“

Ismael wies die Erinnerung an diese Vergnüglichkeit von sich.

„Ich weiß nicht, ob Asrael wirklich allein war“, sprach er nachdenklich, „manchmal war es mir, als sängen in seiner Stimme noch viele andere mit – auch Stimmen von Sklavinnen und von ...“

„Ach Kind“, sagte die Mutter und versuchte aufzuatmen, da er etwas ausgesprochen hatte, das so leicht zu widerlegen war:

„Wie könnten Sklavinnen mit Asrael ziehen! Das dürfen sie gar nicht. Das würden ihre Herren niemals dulden. Denkst du, ich ließe Gulda oder Evodia so einfach davonziehen mit einem fremden Sänger! Und was würde dein Vater dazu sagen?“

Sie versuchte zu lachen. Es war anstrengend vor Ismaels tiefen, gefangenen Augen zu lachen. Er blieb ernst und unerträglich entfremdet.

„Verstorbene Sklavinnen, meine ich, und verstorbene Kinder“, erklärte er mit schleppender Stimme: „Mir ist es, als wenn sie mitsingen dürfen, wenn Asrael singt – als wenn sie – ich meine – für alles, was sie erlitten haben – an Durst und –“

„Mögen sie“, unterbrach ihn seine Mutter, wieder bemüht, so leicht und sorglos als möglich zu sprechen Ich gönne es ihnen, gewiss. Wenn sie tot sind, mögen Sklavinnen hinziehen, wohin sie wollen, und singen, was ihnen gefällt. Doch du solltest lieber an anderes denken – an Lebendiges.

Hast du Schmerzen, mein Kind? Du siehst aus, als wenn du Schmerzen littest?“

Ismael schwieg. Er hatte Schmerzen, doch solche, die keine Mutter lindern kann.

Ungezählte Vergangenheiten, von denen er nicht wusste, ob es die seinen waren, ungezählte Zukünfte, von denen er es nicht wusste, lagen auf seiner Brust. Wenn sich auch noch seine Mutter dazu drängte – nein, solche Last konnte seine Brust nicht tragen! Er versuchte, sie abzuwehren, und ein Lächeln gelang ihm:

„Nein, ich habe keine Schmerzen. Ich dachte an Asrael; ich hätte gern von ihm mit dir gesprochen. Schade, dass du dich nicht an ihn erinnern kannst ...“

„Ich *kann* mich an ihn erinnern“, versicherte die Mutter hastig. „Natürlich erinnere ich mich. Was hättest du gern über ihn gesprochen, mein Liebling?“

„Ob er seine Lieder erdacht hat, oder ob jemand sie ihm eingab, wüsste ich gerne.“

„Er wird sie erdacht haben. Einem Sänger fällt vieles ein. Er kommt durch viele Länder. Er sieht vieles, da fällt ihm vieles ein. Er kommt zu Märkten und in Paläste, er kommt zu Satrapen und Vögten, mag sein, zu Königen sogar. Es muss ihm vieles einfallen, sonst würde man ihm gar nicht gestatten, die Paläste zu betreten.“

„Ein Lied vor allem möchte ich mir zurückrufen. Ich weiß nicht mehr wie es anfing – vielleicht hilfst du mir, Mutter. – Er sang es im Vorhof und du hattest mich in das Obergemach eingeschlossen – ich konnte nicht alle Worte hören, ich hörte nur diese:

*„... man hält es nicht auf, wenn man weint –  
sag: mein Weg, sag: mein Nil, sag: mein Bruder ...  
Versuch ihn zu singen, damit er dich segnen kann ...“*

„Ach, mein Ismael, du solltest nicht nachsinnen über so verworrene Worte.“

„Mir ist, ich hätte sie selber gesprochen – wenn ich groß und ein Sänger geworden wäre ... Vielleicht wäre ich ein Sänger geworden, Mutter?“

„O, der Allmächtige behüte! Nein, du wärest kein Sänger geworden, das hättest du nicht nötig gehabt! Was sage ich ‚geworden‘, was sage ich ‚gehabt‘ – Du brauchst kein fahrender Sänger zu werden, mein Ismael. Du wirst ein königlicher Beamter sein, wie dein Vater. Oder wie dein Oheim ein Handelsherr, dessen Schiffe das Gold aus Ophir holen.“

„Ich wäre ein Sänger geworden, Mutter, wenn ich ..., vielleicht bin ich ein Sänger, obwohl ich nicht groß bin ...“

„Nicht! Nicht, Kind! Schau nicht mit solchen Augen um dich – du machst mir Angst! Schau nicht nach der Tür, Kind, niemand ist eingetreten – ich lasse ihn nicht herein – Da, nimm, ich halte den Becher, frisch und süß ist der Limonensaft – ich bitte dich, trink, mein Kind!“

„Vielleicht werde ich mit Asrael ziehen dürfen, wenn ich ... wenn ich to –“ Er brachte das kleine Wort nicht über die Lippen angesichts der lodernden Angst in den Mutteraugen –

„... und ich hätte so viel zu singen, Mutter, so viel –“

„Ismael, Ismael – hör mich! Bleib bei mir!!“

„Asrael ruft – lass mich ziehen, Mutter! Du hältst es nicht auf, wenn du weinst ... o, lass mich Gesang sein! ...“

## DIE STADT NINIVE

Ismael lag im Rumpf des Schiffes und konnte nicht schlafen. Sie riefen ihn damals mit einem andern Namen. Es gibt viele gleich ihm, gleichviel, wie sie heißen.

Selbst Götter haben mehr Namen als nötig wäre, und sie vermehren sich mit ihnen. Astoreth heißt der Gott der Sidonier und Kamos der Gott der Moabiter und Milkan heißt der Gott der Amoriter – und wie erst später all die Götter der Christenvölker, die alle vorgeben, den gleichen zu meinen.

Nicht zwei Menschen haben den gleichen Gott, und der Gott, den Ismael meinte, hieß damals Jahwe, und er bestand aus Widersprüchen: aus unerklärlichem Zorn und unerklärlicher Nachsicht. Es war nicht leicht für Ismael, sich darein zu finden und ihm anzuhängen. Es ist nicht leicht, einem anzuhängen, der nicht halb so erhaben ist, wie man ihn möchte.

Was Ismael am wenigsten begriff, war, dass Jahwe so wortreiche Verehrung für seinen Namen heischte, und jene seiner Kinder missachtete, die ihre Augen und Arme in der Stille zu ihm aufhoben. Hatte er nicht Jakob erhöht, der seinen Vater hintergangen und sich Segen und Reichtum erschwindelt hatte? – und die felsenherzige Sarai gesegnet um ihrer Felsenherzigkeit willen?

Hatte er nicht Esau, den Betrogenen, verfluchen lassen durch den Mund von Obadja, und Joel für das Mitleid, das er den Töchtern seiner Widersacher erwies?

Hatte er nicht Tausende von Erstgeborenen erwürgen lassen um eines verstockten Pharaos willen?

O, du unser Pharaos, wie viele Kinder werden noch erwürgt werden müssen, um dich zu erweichen?!

Nein, Ismael konnte Jahwe nicht verstehen, und dennoch musste er ihm anhängen, da er keinen andern Gott als diesen kannte, und um einen andern suchen zu gehen, war die Zeit noch nicht reif. Das einzige, was er tun konnte, war, mit Jahwe zu rechten.

Er lag auf den Knien im schwankenden, stoßenden Schiffsrumpf und bemühte sich, seinen Gott zu bekehren, in dessen Auftrag er gen Osten reisen sollte. Er liebte ihn, es marterte ihn, diesen Gott so blind oder so bestechlich zu sehen.

Ismael lag auf den Knien und predigte Gott:

Als Luzifer sein Licht gegen das deine stellte – das war der Sündenfall nicht, Herr, das war nur Sehnsucht.

Als Eva die Frucht vom Baum des Lebens brach, das war der Sündenfall noch nicht, Herr, das war nur Durst und Neugier. Und du selber hattest die Früchte des verbotenen Baumes so überaus saftig gemacht, um deine Kinder in Versuchung zu führen.

Als Kain nach seinem Bruder schlug mit dem hölzernen Spaten – das war der Sündenfall noch nicht, Herr, das war nur Torheit. Er wusste ja nicht, was Tod hieß, noch, weshalb sein Opfer von Garben dir weniger wohlgefällig war als das blutige Lamm seines Bruders.

Nicht Eva, Herr, glaube es mir: Sarai ist die Mutter der Sünde, wiewohl du Segen auf ihre Sünden legtest. Sarai ist die Mutter der Sünde, wiewohl sie noch keiner dessen bezichtigt hat als ich allein. Ich allein wage es dir zu sagen, denn ich bin dein Prophet. Du hast uns Menschen erschaffen als deine Bilder und hast die Bilder auf den Kehricht gestoßen, als du sahst, dass dein Werk dir misslang. Du bist groß, Herr, Dir steht es zu, Taten und Missetaten zu begehen nach deinem Wohlgefallen. So groß bist du, dass du deine Verfehlung *uns* anrechnen kannst und wir uns nicht anders ihrer erwehren können, als wenn wir sie büßen!

Also predigte Ismael zu Jahwe empor.

Und dann horchte er hinaus in die Nacht, ob ihm Jahwe antworten wolle? Er hörte den Sturm an die Planken klatschen. Er hörte das Meer röhren und brüllen aus seiner Raubtierbrust.

Er hörte die Schiffsleute von Japho: Sie sangen, um den Sturm zu übertönen. Sie sangen die Namen ihrer Götter – hundertmal, tausendmal, denn sie meinten, dass nichts ihren Göttern so lieblich zu Ohren dränge und nichts so versöhnlich wie ihre eigenen Namen.

So hatten es ihre weisen Männer gelehrt. Darin waren sich aller Völker Weise und Schriftgelehrte einig.

Ismael lauschte auf das beschwörende Singen der Schiffer, lauschte auf das Raubtiergebrüll des Sturmes, auf das Klatschen der gepeitschten Wasser, die die Planken schier eindrücken wollten.

Aber Jahwes Antwort vernahm er nicht.

Und wiederum hub er an, mit Jahwe zu rechten:

Lass mich sterben, Herr, lass mich sterben an dir! Denn ich weiß nicht, wie ich dir gehorchen soll, ohne an dir irre zu werden. O, deine Taten und Missetaten, wer kennt sie auseinander, wer zählt sie auf! Ich will deinen Auftrag nicht ausführen und Ninive zur Buße mahnen, denn ich weiß, dass du Ninive schonen wirst. Nicht um der sündlosen Kindlein willen, die darin wohnen, sondern um der Sünder willen, deren Weihrauch und Opferflammen dich umfächeln werden, bis du sie für ihre Reue hältst!

Ismael hatte es nicht gewahrt, dass einige von den Männern, der Schiffshauptmann unter ihnen, eingetreten waren, um von ihm Rat und Hilfe zu heischen. Sie wussten, dass er im Auftrage seines Gottes unterwegs war.

Er gewährte sie nicht, er meinte, ohne Zeugen vor Jahwe zu stehen, er wollte ihn nicht bloßstellen vor denen, die

geringeren Verstandes waren. Er rang die Hände zu Jahwe empor und schrie:

Habe ein Einsehen, Herr, habe ein Einsehen! Missetäter sind sie, die ein Herz missachten, nicht einen Namen! Missetäter sind sie, die das Schutzlose schlagen, weil es Schutzlos ist, und das Ihrige schützen, nur weil es das Ihrige ist! Drei Tagereisen ist die Herrlichkeit Ninives groß. Aber dreimal drei Tagereisen ist die Sünde groß, vor der du dein Auge zudrückst! Einem Kinde, das einen Apfel nahm, zürnst du und zürnst bis ins zehntausendste Glied, aber Ninive wirst du seine jauchzenden Missetaten nicht anrechnen, wenn es dir jauchzend seine Brandopfer darbringt. Wer wird jemals der Sünde Herr werden, wenn du, unser Gott, sie nicht ausrottetest, sondern groß werden lässt wie Türme und Tempeldächer?

Du weißt nicht, was du tust, Herr – du weißt nicht, was du tust!

Als das Schiffsvolk ihn solches schreien hörte, entsetzte es sich. Noch niemals hatte es vernommen, dass jemand seinem Gott derartiges predigen dürfe.

Sie waren einfache Bootsleute von Japho, doch so viel wussten sie, dass aller Gebote erstes, ob es von Baal oder Astoreth oder Jahwe stammte, aufgerichtet ward, um seinen Namen, der seine Ehre ist, zu schirmen. Deshalb ergriffen sie den lästernden Ismael, den sie damals anders benannten, und warfen ihn ins Meer.

Sie schlugen ihre Arme wie Tauenden um seinen Leib, vier oder fünf von ihnen, denn sie meinten, er werde sich widersetzen. Doch er widersetzte sich nicht.

Sie hätten ihn gern in viele blutige Fetzen zerrissen, um die Vergeltung sichtbarer zu machen. Denn was dort unter dem Wasser mit ihm geschehen würde, entzog sich ihren Augen und Ohren. Sie hätten gern das ihrige zu einer ge-

hörigen Vergeltung beigetragen, denn auf ihre Weise waren sie fromm.

Doch der Schiffshauptmann erlaubte es nicht, dass sie ihren blutgierigen Zorn an Ismaels Leibe kühlten. Er war ein gebieterischer Mann und bestand auf Zucht und Ordnung.

So ging alles sehr rasch und lustlos und unblutig vor sich. Sie klatschten ihre Tauenden um des Frevlers Kehle, um seine Knie und Rippen und schleiften ihn wie ein Stück Schlachtvieh zum Rand des Schiffes.

Und Ismael widersetzte sich nicht.

Es fehlte nicht viel, sie wären alle mitsammen hinuntergerollt über die glitschignassen Planken, so schüttelte und schütterte das Schiff. Dann hatten sie es geschafft. Das Meer hatte seine Opfergabe erhalten, das musste seinen brüllenden Rachen, das musste den Groll der Gottheit versöhnen, glaubte das gottesfürchtige Schiffsvolk. Die Männer lagen da, an die Kanten der Bordbohlen geklammert und starrten gierig in den gefräßigen Gischt, der sie um ihre eigene Sättigung brachte. Und Ismael hatte sich nicht widersetzt. Denn auch er erhoffte mit solchem Opfer Versöhnung zu finden mit Gott, und – was ihm sehr viel mehr galt – die Erhörung seiner Predigt. Ismael jauchzte laut auf, als sich die wütenden Lippen des Meeres nach ihm reckten. Mit einem Dank an Jahwe versank er in der geifernden Flut.

Drei Tage in Fisch und Finsternis sind lang wie drei Jahre. Doch wenn sie vorüber sind, scheinen es nur drei Stunden gewesen zu sein. Von rückwärts angeschaut schrumpft alle Zeit zu unbeträchtlicher Geringfügigkeit zusammen.

Als Ismael wieder an Land stieg, schwankte er. Er fuhr mit den klammen Fingern über Brauen und Haar, um Tang und Meergras fortzujäten, fortzuschleudern, dessen schwärzliche Strähnen ihm die Augensicht verhängten. Sein Schmerz

war tiefer als das Meer, in das sie ihn geworfen hatten, darum hatte es ihn der größeren Tiefe zurückgegeben. Denn Leid spricht zu seinen auserwählten Trägern nicht ‚Vergeh!‘, Leid spricht ‚Besteh!‘.

Er durfte nicht ausruhen, er musste noch wandern.

Und nicht völlig untergegangen in ihm war ein Augenaufschlag von Hoffnung, dass sich Gott doch noch in letzter Stunde zu seinem Propheten würde bekehren lassen.

Noch schwankte Ismael beim Schreiten und dann und wann sank er in die Knie. Nicht um zu beten – das hatte nichts gefruchtet –, bloß aus Schwindel und Schwäche. Einige Rippen waren eingebrochen – von den Tauen oder von den Zähnen, die seinen Leib zerdrückt haben. Sie stachen und bohrten und schmerzten im wunden Brustfleisch. Auch sonst mochte manches in ihm zerbrochen sein.

Die erste Wegstrecke taumelte er gleich einem strandenden Schiffsleib. Und dennoch muss ich dich lieben, knirschte er pfeifend zwischen den Zahnlücken. Vielleicht kannst auch du nichts für dich! Vielleicht steht auch hinter dir ein anderer, der dein Schöpfer und Schuldiger ist? Hinter jedem andern ein anderer?

Er stolperte und stürzte über eine vorstehende Baumwurzel, seine Beine waren so geschwächt und zerschunden. Er fasste nach dem Baumstamm, um sich an ihm wieder hochzurichten. Ein schlanker, kühler Stamm. Ein fremder Baum.

Er drückte die zerrissenen Hände an die blanke Rinde – wie wohl das tat! Er fühlte, wie aus des Baumes Leben neue Kraft in alle Pulse drang. Neue? Nein, seine alte prophetische Kraft, auf die Jahwe seine Zuversicht gesetzt hatte.

Welch ein herrlicher Baum! Ismael hatte noch nie einen ähnlichen gesehen im Lande, aus dem er stammte. Große, gelbrote Früchte hingen zwischen dem dunkelgrünen Laub. Ismael brach sich eine Frucht. Sie fiel in seine ausgestreckte

Hand, kaum, dass er sie berührt hatte. Er trank an ihr wie aus einer Schale. Ihr Saft erinnerte ihn an etwas – woran nur?

An etwas sehr Fernes, das noch weit hinter Kindheit und Vorkindheit lag – wo lag es nur ... was war es?

Er schaute mit weiten, suchenden Augen um sich.

Hier im Zweistromlande hatte einstmals der Garten des Paradieses geblüht, und dieser Baum war von ihm übriggeblieben. Der Baum der Erkenntnis?

Welch Wunder in dieser Frucht: Das Leben brach – ein verschüttet gewesener Quell – unaufhaltsam beseligt hervor. O, er würde – er würde –! Er freute sich auf Ninive! Er freute sich auf sich selbst! Mit Schritten, die ihr Schwanken verloren hatten, schritt er unbändig aus; er zählte die Stunden nicht, noch die Tage und Nächte, die er zur Wanderung brauchte. Mit ungebrochenem Ungestüm schritt er auf die Stadt zu, deren Zinnen und Türme und Tempeldächer ihm ihr gleißendes Gold aus der Ebene entgegenflimmerten.

Er warf Schmerz und Müdigkeit wie einen abgetragenen Mantel von sich. Er hob die Arme zum Mittagshimmel über den funkelnden Dächern und betete: Hilf mir! Und zu Ninive, der goldenen, sprach er also:

„Sei mir nicht gegrüßt, Ninive, sei mir nicht gesegnet! Ich komme dir zu verkünden, dass du zerstört werden wirst. Der Herr, mein Gott, wird dich vom Erdboden vertilgen, wie du es verdient hast!“ Er sprach es laut, mit starker Stimme und erstarkter Zuversicht, denn er hoffte, dass Jahwe endlich ein Einsehen haben werde und zu den Worten stehen, die er seinem Propheten in den Mund legte. Und dann stand er inmitten der Stadt – anderthalb Tagereisen hinein, so gewaltig war sie.

Dort, wo die Schaubuden und die Juwelenläden und die Häuser der Lustbarkeit sich um die Alabastersäulen eines Tempels drängten, als wäre er ihresgleichen, suchte er sich

einen Standort. Er stellte sich auf die oberste Stufe der Tempeltreppe, erhöht über der Menge, auf dass seine Stimme weitertrage und auch hineindringe bis in die Hintergewölbe der Läden, die mit scheelen Luken zu ihm heraufschielten, und in die Hinterhöfe der Paläste, wo Sklaven und Sklavinnen sich um die Abfälle rauften, die ein feister Aufseher vor seine Füße spie; und in die engen Winkelgassen hinein, wo das lichtscheue Gewürm seinen wühlenden Lüsten und Lastern nachkroch.

Zu ihnen allen, denen es noch niemand gesagt hatte, weshalb sie so scheel und so gottverlassen waren, trotz all ihrer Schätze und all ihrer Schamlosigkeit und allem, was sie bargen im Verließ ihres Bauches – zu ihnen allen wandte er seine Stimme.

Er sprach zu den Krämern und Dirnen und Dolmetschern und Eseltreibern, die von unten neugierig zu ihm heraufgafften, und zu den hohen Beamten, die sich aus den breiten Fenstern ihrer Paläste herauslehnten, und bis zum König hinauf rief er es, dessen Palast in zwanzig Stufen-Stockwerken über die andern Gebäude emporrage.

Und dies war, was Ismael rief:

„Ninive, du wirst vergehen! In vierzig Tagen wirst du versinken und nicht mehr sein! Deine Paläste werden zerbersten und deine Lustbarkeiten werden zerplatzen und deine Gelächter und Gesänge werden ersticken unter Jahwes gewaltiger Faust!

Denn deine Sünden stinken gen Himmel wie faules Fleisch und deine Lust belfert wie in der Brunst eine läufige Hündin, und deine Herrlichkeit verpestet die Lüfte mit ihrem Gifthauch!

Ninive, du wirst zu Schutt und Staub werden, denn dein Leben ist Fressen und Saufen und Huren und Geld erraffen und Geld verpressen! Das ist dein Leben.

Deinen Bauch mit Gesottenem und deinen Beutel mit klappernden Münzen und deine Seele mit Eitelkeit füllen – das ist dein Leben! Denn du hast nichts hineingetan in deine Seele, die dein Tempel hätte sein sollen, nichts als die Fratzen gräulicher Götzen! Du hast nichts als tönernen tierischen Götzen angebetet in den Spelunken deiner Seele, die dein Tempel hätte sein sollen!“

Als er dies gerufen hatte, sauste der erste Stein. Er traf ihn nicht. Er flog an seiner Schläfe vorbei und traf ein Kind, das sich, um besser hören zu können, bis an die Säule gedrängt hatte, vor der er stand.

Das Kind, es war ein mageres Mädchen in schmutzigen Lumpen, fiel ohne Laut auf die Stufe des Tempels nieder.

Der zweite oder der dritte Stein, der besser gezielt war, traf Ismael. Er riss ein Loch in seine Stirn dicht über den Brauen, die so buschig standen, dass sie ein wenig von der Heftigkeit des Schlages auffingen.

Ismael taumelte, doch er fiel nicht. Er streckte den Arm aus und fasste nach der Säule aus Alabaster. Er hatte noch die Kraft, den Satz zu Ende zu sprechen:

„Du hast Gott, den Herrn, um den Tempel beraubt und betrogen, der deine Seele hätte sein sollen!“

Das Blut, das über seine Lippen brach, gurgelte auf wie ein dunkles, unwiderruffliches Amen.

Ismael sackte in sich zusammen und wusste nicht mehr, was mit ihm geschah.

Man trug ihn in den Hinterhof eines Trinkhauses, und eine Sklavin nahm sich seiner an. Sie verband auch das Mädchen, das vom ersten der Steinwürfe dicht neben dem Herzen getroffen worden war. Niemand kannte sie hier, diese verwahrloste, vom Elend der Heimatlosigkeit gezeichnete Gestalt, auch Ismael kannte sie nicht. Doch nachher, als sei-

ne Kräfte wiederkehrten, folgte sie ihm, der sich ostwärts wandte, um sich auf einer Bergkuppe, einen Sabbathweg hinter den Ausläufern der Stadt, eine Hütte zu errichten. Hier gedachte er zu bleiben, um die Zerstörung der Stadt mit seinen Augen zu schauen und mitzuerleben.

Die Wunde schloss sich schnell, nur eine breite Narbe blieb zurück, die wie ein Kainsmal über seinen Brauen stand; und die ihn sahen, fürchteten sich vor ihm. Nur das Mädchen fürchtete sich nicht. Da sie in einer fremden Zunge redete, verstanden ihre und seine Worte einander nicht. Ihrer beider Augen und Hände jedoch schienen einander zu verstehen. Die Augen des Mädchens waren zwei schmale Mandeln aus Perlmutter, sie hingen mit andächtiger Hingabe an Ismaels Antlitz. Es vergingen viele Tage, ehe er erkannte, dass dieses Mädchen blind war.

Wenn sie in einem Schaff Wasser aus dem Quell holte, um Ismael die Füße zu waschen, war es die Stimme des Quells, die sie führte und den Weg nicht verfehlen ließ. Wenn sie im Gehölz nach trockenen Ästen suchte, um zwischen den Steinen ein kleines Feuer zu machen, war es die Stimme des Gehölzes, die ihr den Weg wies. Wenn sie in der Laubhütte ihre magdlichen Dienste verrichtete, war es Ismaels Stimme, oder die Stimme ihres Blutes, die sie zu allem so anstellig machte. Ismael aber achtete wenig auf ihre Dienste. Er zürnte mit Gott, weil er Ninive so über die Maßen ergötzlich hatte aufwachsen lassen, ausgestattet mit allen Gaben und Köstlichkeiten wie eine Lieblingstochter.

Er kniete vor dem Hütteneingang, hoch über der flimmernden Ebene und redete zu Gott:

Warum hast du mich zu deinem Propheten berufen, wenn du gar nicht wahrmachen willst, was ich sage? Bist du es oder bin ich es, der Ninives Laster verdammt? Bist du es oder bin ich es, der hin- und herschwankt wie ein Schilfrohr

im Abendwinde, hin- und herschwankt zwischen Groll und Erbarmen? Warum sind wir nicht stärker, Du und ich? Warum sind wir kein Ganzes?

Manchmal kam von Gott eine Antwort, manchmal auch nicht. Mit der Stimme des Quells schien er bisweilen Tröstung und bisweilen Versuchung zu flüstern, mit der Stimme des Oleanderhains, mit der Stimme des Mädchens. Doch da des Mädchens Zunge in Lauten sang, deren Sinn ihm verborgen blieb, konnte er nicht mehr als eine zärtliche Melodie heraushören. Vielleicht war dies gerade die eigenste Antwort Gottes?

„Alalu monaga samala ...“ sang das Mädchen in die sinkende Sonne, in den aufsteigenden Mond, in Ismaels finstere Augen. Es war gut, dass es sie nicht sah, sonst hätte es vielleicht aufgehört zu singen. Ismael gab sich der Versuchung nicht hin, sie berührte ihn nicht einmal. Es war Ninive, an das er dachte, nicht dieses fremde Mädchen, das seine Füße wusch und ihm Beeren und Kräuter brachte.

Es war Ninive, das ihm am Herzen lag in seiner schön schillernden Schlechtigkeit, von der es jetzt dies und jenes allzu augenfällige Merkmal abzustreifen begann, um Jahwe umzustimmen. Ninive hatte Trauergewänder angelegt auf des Königs Geheiß. Eine ansteckende Furcht war plötzlich in ihr ausgebrochen wie ein kreisendes Fieber – vom König hinab bis zum Schweinemäster trugen sie Trauer und warfen Asche auf ihr Haar und über ihre Lager.

Es war angeordnet worden, dass das Vieh drei Tage nicht auf die Weide getrieben werden dürfe, noch an eine Tränke. Und noch einen vierten Tag ohne Wasser und Weide fügte der Befehl hinzu, um die Buße voller und gültiger zu machen.

Jahwe würde sich nun erweichen lassen und zurücknehmen, was er durch seines fremden Dieners Mund hatte an-

drohen lassen: Du wirst zerstört werden, herrliches Ninive!  
Du wirst getilgt werden vom Boden der Erde!

Man hatte auch jenen, der den vierten Stein auf den unheimlichen Fremdling geworfen hatte, stäupen lassen und ihm die Handgelenke gebrochen und ihn ausgesetzt auf die kahlen Geierfelsen im Norden hinter der Stadt. Dort sollten ihn die Götter züchtigen und von Raubtieren zerreißen lassen und an ihm ihre Rache kühlen. Ja, auch der große, noch unbekannte Gott Jahwe sollte sich an dem Steinwerfer schadlos halten und die Stadt Ninive, die funkelnde, verschonen. Sie trugen härene hässliche Gewänder und wühlten ihre Füße in Asche, und das durstige schmachtende Vieh brüllte Tag und Nacht in den Ställen. Das musste den grolenden Jahwe versöhnen, von dem ein Bericht ging, dass er ein gerechter, versöhnlicher Gott sei.

Und dann meinten sie, der Buße genug geübt zu haben, und kehrten zu ihren Gewohnheiten zurück, zu ihren Märkten und Gelagen, zu ihren Grausamkeiten und Gaukeleien, zu ihren Flüchen und Meineiden, zu ihren Buhlen und Lustknaben, ihrer Unzucht und Niedrigkeit.

Ismael aber saß vor seiner Hütte und wartete, dass Ninive gezüchtigt werden möchte.

Da lag sie zu seinen Füßen, die wollüstige Stadt. Aus ihren hängenden Gärten stieg Balsamduft und das Beben und Frohlocken der Cymbeln und Gitarren.

„Zerstöre sie!“, betete Ismael, und das Mädchen, das zu seinen Füßen kauerte, hob die perlmuttergrauen Augen und meinte, dass es ein Segen sei, den er auf sie oder etwas herabrief, das seinem Herzen nahe war.

Es hätte auch zu einem Segen werden können – doch Gott erhörte ihn nicht.

„Wende deine Augen nicht ab!“, flehte Ismael. „Sieh

diese Stadt an, wie sie daliegt und jauchzt und sündigt. So du sie nicht ausrottetest mit Stumpf und Stiel, wird sie über das ganze Erdreich wuchern und alle Weizenfelder des Erdreichs verseuchen mit ihrem geilen Gift!“

Die Winde fächelten Kühlung über die Hügel.

Die Ebene dunstete Glück, die Säulen glitzerten und vibrierten vor Glück wie geheiligte Schlangenleiber; die Saiten der tausend liebestollen Instrumente schrien vor Glück; die Felsenhöhlen der Raubtiere echoten wider vom brüllenden Glück der Befriedigung.

Das Mädchen in ihren schmutzstrotzenden Lumpenfetzen erschauerte. Und Ismael – der damals einen andern Namen trug, Namen sind Hauch und Rauch und Irreführung –, Ismael brüllte zu Gott empor, über alle Brunst und Inbrunst, über alles Glücksgestammel und Getaumel hinweg: „Töte mich, Herr! Nimm mein Leben als Dank und Zahlung, wenn Du meine Prophezeiung wahr machst! Du hast sie in mein Herz, Du hast sie auf meine Lippen gelegt, Du darfst sie nicht zuschanden werden lassen! Vernichte Ninive, Herr! Vernichte Ninive!“

Und der Wind trug das unzüchtige Locken der Schlammeien herauf, das Gekreisch der Dirnen, das rohe Gelächter der Zuhälter, das Schluchzen von Kindern, die sich noch nicht so stark und unmäßig zu verschleudern verstanden, wie sie es sich triebhaft erwünschten.

Die längst ihrer Kindheit Entwucherten schluchzten in Ninive nicht, in ihren Kehlen war kein Raum mehr für solch sinnlose Laute. Nicht einmal die Mütter wussten mehr darum, deren Töchter sich feilboten und deren Söhne von Überdruß zu Überdruß stürzten mit hohlgebrannten Begierden.

Nur Ninives Kinder fanden noch einen Ausweg ins Schluchzen, sie, die wohl schon Sünden zu Vorbildern, doch noch nicht zu Gefährten hatten.

Ismael lag auf seinen Knien, die rissig und wundgewetzt waren und schwarzrote Flecke auf den Steinen hinterließen, an denen er sie wetzte.

„Vernichte Ninive! Vernichte Ninive!“, schrie er in den metallblauen Himmel hinauf. Und die Kleine, die ihn hörte, verwunderte sich, dass ein Segen in seiner Sprache so rauh sein könne.

Sie streckte die Hand nach ihm aus, sie ertastete seine Ferse, denn er lag nicht weit von ihr auf dem Boden. Zaghaft streichelte sie die rauhe Ferse, die von den Hieroglyphen seiner Wanderschaft kreuz und quer durchnarbt war. Sie hätte gern ihre Lippen auf sie gepresst, so abgöttisch liebte sie jede Narbe und jeden Muskel dieses Mannes, doch sie wagte es nicht. Sie wagte sich nicht einmal einzugestehen, dass es Liebe und nicht Gottesdienst war, was sie zu seiner Magd machte. So jung war sie noch und so blind. Der Stein, der ihm geglolten, hatte sie getroffen wie eine Gnade.

Ismael spürte das Tasten ihrer Fingerspitzen nicht, noch das ihrer Wünsche. Er krümmte und wand und bäumte sich auf – ein schweißbedeckter Ringer, der mit Gott zu ringen sich unterfing. Wiewohl er ahnte, dass Gott ein gefährlicher und ein unberechenbarer Gegner ist, der Griffe und Kniffe kennt, die ihm keiner ablernen kann.

Ismael begann zu begreifen, dass Er ihm an Ausdauer und Härte weit überlegen war, dass er diesen Gegner niemals niederzwingen würde, nur, bestenfalls, für eine kurze Weile so gepackt und umkrallt halten, dass der andere nicht an ihm Verrat üben konnte. Er fühlte dumpf und seherisch, dass Gott ihn zu verraten gedachte, sobald sich die Gelegenheit ergab. Sein Gott, von dem er Auftrag und Eifer empfangen hatte, um dessentwillen er drei Tage und drei Nächte – sechs Nächte – zu Fisch und Finsternis hinabgestürzt war, und der sich dennoch von ihm fort und Ninive

zuneigte! Nicht einmal Gott schien gefeit zu sein gegen die Versuchung der Schönheit.

„Vernichte Ninive, ehe es die Ewigkeit überwuchert!“, knirschte Ismael in seine gerungenen Hände hinein. Er war zu müde und heiser geworden, um laut zu beten. Fast zu müde, um noch seine Liebe aufrecht zu erhalten, diese einfältig unbelehrbare Liebe, die keinem einzelnen Geschöpf galt, sondern allen Geschöpfen; nicht dem Mädchen mit den blinden Augen, das er mit einem Fußtritt von sich geschleudert hätte, wenn er gewusst hätte, was sie selber nicht wusste. Nicht Sündern oder Kindern der Sünde galt seine Liebe – dem Unbenennbaren, Unberührbaren galt sie, dem Zukünftigen, das, weit jenseits der Gegenwart sich einmal Gegenwart und Dasein auf dieser Erde würde erwerben wollen. Und vielleicht nicht einmal dem, sondern einzig diesem unerweckbaren, unbelehrbaren Gott, der noch blinder zu sein schien als das blinde Mädchen, da er nicht kommen sah, was kommen musste, so er Ninive bestehen ließ.

„Vernichte Ninive, Herr! Erbarme dich unser! Vernichte Ninive!“ Und die Zymbeln aus den Lustgärten frohlockten ihre Sinnlichkeit bis hier herauf, und die Pistaziengebüsche dufteten schwüle Räusche von Unzucht, und die Herrlichkeit des Bösen schlug ihren Purpurmantel um die Herrlichkeit dieser Welt.

Das Mädchen hob seine Perlmutteraugen und horchte vergebens auf einen Laut von Ismaels Stimme, der ihr gegolten hätte, den sie befolgen wollte, auch wenn sie ihn nicht verstand.

„Was ist es, das mir fehlt?“, ächzte Ismael in sich hinein. Er wusste es nicht. Er meinte, es wäre bloß Mut oder Kraft oder Weisheit, was ihm mangelte.

„Wenn ich hätte, was mir fehlt“, stöhnte Ismael, „würde ich Jahwe nicht brauchen. Ich würde selber hinabstei-

gen und Ninive anzünden. An allen vier Enden würde ich trockene Reisigbündel aufhäufen und anzünden. Das Mädchen würde mir helfen. O, wie sie zerknistern würde, die Stadt mit den zweimalhunderttausend Lastern in ihren Mauern! Immer neue Büsche und Rizinuszweige würden wir in die Flammen werfen, um sie nicht ausgehen zu lassen. Das Mädchen würde mir helfen – wir brauchten Jahwe nicht. *Ich* würde Ninive vernichten! Ehe die vierzig Tage um sind, die ich ihm gab, würde keine Alabastersäule und keine Wollust und kein Balsamduft von ihr übrigbleiben. Aber mir fehlt etwas – mir fehlt etwas, um zu tun, was ich tun könnte, um zu sein, der ich sein sollte; mir fehlt, was mich groß und ganz machen würde. – Deshalb kann ich nur mit Jahwes Hilfe das Werk vollbringen – Jahwe muss es vollbringen mit meiner Hilfe! Vernichte Ninive, Herr! Erbarme dich unser!“

Ismael schlang die Finger, die dünn wie Spinnenbeine waren, um die dünnen versehrten Kniescheiben.

Vielleicht dürfte man nicht so demütig mit Jahwe umgehen? Vielleicht müsste man Jahwe anbrüllen: „Tu dieses! Tu jenes nicht!“? Wer wusste, wie man mit einem Gott umgehen sollte, um ihn willfährig zu machen? Er, Ismael, hatte es jedenfalls immer falsch angefangen. Gott tat seinen Willen nicht.

Gott liebte Ninive.

Vielleicht hatte jeder den Gott, den er verdiente, und er verdiente keinen größeren?

„Du Wurm“, sprach er zu sich; er versuchte es mit Gottes Stimme zu sagen, „du Regenwurm! Wie kann ich dich erhören, wenn du ein Regenwurm bist!“

Dies war eine geringe, doch es war eine Tröstung. Besser, es lag an einem selber, als dass es an Gott lag, das wäre unerträglich gewesen!

Die vierzig Tage stürzten ihrem Ende entgegen, sie waren einfach nicht zu halten.

Ismael betete nur noch aus Gewohnheit. Kaum glaubte er mehr, kaum hoffte er mehr, kaum fühlte er mehr. Überall stieß er auf die Grenze seiner Seele. Sie schien immer winziger zu werden von Nacht zu Nacht; kaum zu einem beherzten Gebet, kaum zu einem unbeherzten reichte sie mehr.

„Vernichte Ninive!“ – War das überhaupt ein Gebet noch? Und nicht einmal dieses hatte in seiner Seele Raum, so zusammengeschrumpft war sie. Nicht einmal dieser verkrüppelte Gebetsstumpf. Er ragte an allen Seiten über seine Seele hinaus. Was würde daraus werden? Wo ragte er denn hin?

Doch nicht einmal diese Ungewissheit bestürzte ihn ernstlich. Er war zu müde, zu gleichmütig geworden; oder vielleicht schon hinausgewandert aus seiner Seele, die ihm bislang Vaterhaus zu sein schien. Es ist nicht nur der Tod, der solche Auswanderung veranlasst –

Und der letzte der vierzig Tage stürzte den andern nach. Ein Tag wie ein schallendes Gottesgelächter: Blütenweiße Wolken tanzten zu den Liebesweisen, die halbwüchsige Syrerknaben auf Befehl der Zuhälter anstimmten. Ninives Macht reichte bis in den Himmel.

Ismael begann, die Hütte, die er auf der Bergkuppe errichtet hatte, zu zerstören. Worauf sollte er hier oben noch warten? Er riss die Zweige der Wandungen ein; er stieß mit Füßen und Knien nach den verschlungenen, umfaserten Ästen, die sich der Zerstörung widersetzen wollten. Er warf das Gestänge auf einen Haufen und das Moos dazu, das der Deckung des Daches gedient hatte.

Das Mädchen ging ihm auch dabei gehorsam zur Hand, wiewohl sie fühlte, dass sie Stück für Stück dessen auf den Haufen warf, was ihr ganzes und unwiederbringliches Le-

bensglück gewesen war.

Sie hatte tote tränenlose Perlmutteraugen und musste dankbar sein, dass ihr vierzig Tage geschenkt worden waren und sie bei Abschied und Auflösung mithelfen durfte.

Nicht jedem werden vierzig Tage Lebensglück geschenkt. Und Ninive ward nicht zerstört.

Denn der Herr, der damals Szepter und Waagschale in Händen hielt, war ein mächtiger und bestechlicher Gott, dem das Plärren der geängstigten Lüstlinge so lieblich ins Ohr gedrungen war wie das Blöken der durstenden Opfertiere.

Die Stadt der Laster und Lästerer stand auch nach Ablauf der gesetzten Frist unberührt vor Gottes Gerechtigkeit wie das geile Unkraut im Hanffeld.

Darum ist der Name Ninive wie ein Wind geworden, der untröstlich süß und untröstlich bitter und untröstlich sinnlos durch die gottlose Herrlichkeit singt.

## IN DER LÖWENGRUBE

Unter den Satrapen des Königs war einer, der hatte einen Sohn namens Ismael.

Da nun sein Vater, auf falsche Zeugnisse gestützt, es über den König vermocht hatte, Daniel zum Tode in der Löwengrube zu verurteilen, strich Ismael die ganze Nacht um die Löwengrube und sann, wie er Daniel erretten könne.

Ismael war ein Knabe von edlem Wuchs und edlem Gemüt. Er hatte Augen von so wolkenfarbigem Dunkelgrau, dass man immer wieder erwartungsvoll in sie hineinschauen musste, zu sehen, ob sich nicht doch etwas verändert und aufgehellt habe in ihnen.

Ismael hatte oft zu Daniels Füßen gesessen, wenn er den Weisen und Wahrsagern und Sterndeutern die Weisheit und die Wahrheit und den Stern zeigte, nach denen allein das Herz der Menschen begehren und der Weg des Menschen sich richten solle. Dies war zu der Zeit geschehen, da Belsazar, der chaldäische König auf dem Herrscherthron saß. Dies geschah, nachdem Belsazar getötet war und Darius, der Meder, den Thron bestiegen hatte, im Alter von 62 Jahren.

Er fand solches Wohlgefallen am israelitischen Gefangenen, dass er ihn zum Obersten aller hundertundzwanzig Satrapen zu machen beehrte. Da grollte Unwillen auf unter denen, die edleren Blutes waren und sich von einem Gefangenen und einem, der ihnen fremd von Antlitz und Glauben war, nichts befehlen lassen mochten.

Ismael hörte, was die Satrapen miteinander redeten auf ihren Söllern und unter den Sonnensäulen; und wie sie darauf aus waren, Daniels Einfluss und Macht zunichte zu ma-

chen und ihn, auf welche Weise auch immer, endgültig aus ihrem Wege zu räumen.

Ismael hörte auch, was Daniel redete vor den Hütten-schwellen und im Schatten der Tempel, und wie er darauf aus war, Traum und Leben zu deuten und jedem, wer immer es sei, gerade Wege und gerechte Taten zu weisen.

Und da seine Feinde nichts Arges an Daniel ausfindig zu machen vermochten, beschlossen sie, ihm aus seinem Gott das Würgseil zu drehen, in dem sie ihn fangen wollten.

Und sie ließen nicht nach mit Klagen und Anklagen, bis der König schließlich ein Gebot erließ, wie sie es erheischten: Danach sollte ein jeglicher, der an irgendeinen Gott oder einen Menschen eine Bitte richten würde, außer an den König Darius, sein Leben unwiderrufflich verwirkt haben und mit dem Tod in der Löwengrube seine Verfehlung büßen. Und nach medischem und nach persischem Gesetz wurde dieses Gebot für unabänderlich erklärt, so dass auch der König selbst nichts mehr dawider konnte.

Der Satrapen drei oder vier aber schlichen sich in das Dachgeschoß, wo Daniel sein Obergemach hatte. Und sie spähten und lauschten es aus, dass er täglich dreimal an das geöffnete Fenster trat, das in die Richtung nach Jerusalem schaute, und dass er niederkniete und zu seinem verbotenen Gott um Kraft und Beistand betete.

Und wie er bei Sonnenuntergang wieder dort kniete und flehte, stürmten die Männer hinein und warfen ihre wohlgeflochtene und wohlgeknotete Rache um ihn.

Und der Vater des Ismael trat vor den König und führte die Klage gegen Daniel, der seines Königs Gebot übertreten hatte und der nun verurteilt werden musste zum schändlichen Tod in der Grube.

Sie lag abseits vom Hof des Palastes im Schatten der Speichermauern, und vier mächtige Raubkatzen sprangen

knurrend und jaulend an den glatten Wänden empor. Sie waren seit Tagen nicht gefüttert worden und warteten gierig auf die Speise, die ihnen zukam.

Und der König, wie sehr es ihm auch um Daniel, seinen weisen Berater, leid war, konnte sich dem Drängen seiner Großen nicht widersetzen und sprach das Urteil. Am kommenden Morgen sollte es in aller Stille vollstreckt werden.

Von den Balsambergen kam der Duft von Myrthen und Rosen und das Rauschen der Sandelwälder und legte sich auf Ismaels Gemüt wie eine felsenschwere Schuld. Er meinte, ihn nicht ertragen zu können, diesen sanften Wind voll Balsam und Erinnerungen. Und er hasste sich selbst, weil er nur ein Knabe war und sein Vater der mächtigste der Satrapen. Er hasste den König, der auf seinen Vater hörte, und sich selber, weil er nichts dagegen zu unternehmen versucht hatte. Er hätte nichts versuchen können, es wäre alles nutzlos gewesen. Denn wer hört auf eines Unmündigen Stimme, selbst wenn sie Wahrheit und Verzweiflung schreit? Es wäre alles nutzlos gewesen, doch er hasste sich selbst, weil er dieses Nutzlose nicht tat.

Er kauerte am Stamm eines Ebenholzbaumes, die Wange an die kühle Rinde gedrückt. Er rieb, er scheuerte mit der Wangenhaut gegen das Holz – er wollte eine Verletzung davontragen – wenigstens eine Verletzung! Doch der Stamm war zu glatt.

Er bohrte mit Fingerspitzen und Nägeln einen Riss in die Rinde. Er brach ein Stück der Rinde heraus und zerrieb es zwischen seinen gedankenlosen Fingern. Er zerstreute das Zerriebene in den Abendwind. Nein, er streute es sich über die Schulter, über das Haar.

Hatte Daniel nicht einmal gesagt, dass die Gefangenen es also halten sollten: dass sie Staub und Asche auf ihr Haupt

streuen sollten, um immer ihrer Gefangenschaft eingedenk zu sein und ihres fernen Gottes. Und die Zeit verstrich.

Ismael hasste sich selbst und streute Baumrinde in sein dichtes glänzendes Haar, bis sein Glanz nicht mehr glänzte.

Warum tat er nicht, was seine Seele von ihm verlangte?

Warum hatte er sich nicht vor Darius' Thron geworfen, seinem Vater in den Weg? Warum hatte er es nicht getan?

Nicht, weil es nutzlos gewesen wäre – weil ihm irgendwas nicht die Kraft dazu gab. Eine Furcht in seinem Gemüt – eine Leere, die plötzlich hereinbrach, wenn er eine Tat von sich verlangte.

Es war, wie mit dem Monde, der aus unbegreiflichem Grunde in manchen Nächten seine Fülle und reife Rundung verlor, in den die Nacht eine Höhlung schlug, eine dunkle Bucht, die ihn entkräftete.

Aus dieser Bucht erstiegen alle schwarzen Laster und Freveltaten der Zukunft, sie alle, die wir nicht verhindert haben, so lange es noch ... Ein grässlicher Schrei hallte durch die violette, vornächtliche Stille, hallte nach in der Stille des Hofes, Echo erweckend an allen Horizonten und Balsambergen.

Hatte Daniel geschrien?

Nein, Daniel war es nicht gewesen, er lag noch im Kerker jenseits dieses Hofes.

Hatte eine der hungernden Raubkatzen aufgebrüllt oder hatte der Himmel selber diesen Schrei ausgestoßen?

Ismael wusste es nicht. Der Schrei jedoch hatte die Dämme und Buchten und die Grenze seiner Seele durchschlagen. Er hatte ein Wunder bewirkt.

Ismael sprang empor.

Er wusste, dass es einen Weg geben musste, um Daniel zu retten. Ob es immer das Rechte ist, was einer tut? Es ist

jedenfalls eine Tat, und auch Taten zählen. Mehr als dies kann von niemand gefordert werden. Und auch dieses nur von jenen, die das Mal der Ismaele tragen: die Narbe – das Brandmal – das Siegel der Ismaele. Aus der Hürde ihrer Seele auszubrechen, ist ihnen gewiesen.

Ismael lief zu den Ställen am hintersten Ende der Höfe.

Er tappte in die schwüle tierische Finsternis hinein, nur geführt von den Blitzen seines Entschlusses.

Er griff über die hölzernen Umfassungen der Pferche, in die Pferche der Mutterschafe griff er hinein.

Über den Ställen und Palästen und Balsambergen wölbte sich das metallene schwarze Tempeldach des Nachthimmels.

In den Höfen war es leer. Vor den Ställen und auf dem Wege, der hinter die Speichermauern führte, war kein Wächter noch Hüter zu entdecken.

Ismael lief zwischen Speicher und Stallungen hin und her, keuchend, nach Luft ringend, der Schweiß floss in Strömen von seinen Schläfen, von Nase und Nacken herab.

Er beugte sich tief über die Holzwand der Pferche – er tastete – er griff mit gespreizten Fingern nach den Lämmern – er griff nach den jungen Säuen, den glatthäutigen Ferkeln im Schweinekober nebenan. Ein Tier nach dem andern zerrte er über den Holzverschlag, mit bebend gestrafften Armmuskeln. Die Last war schwer.

Die Tiere sträubten sich – sie quiekten – sie blökten – sie jammerten kläglich und angstvoll – sie schlugen mit Köpfen und Beinen um sich. Ismael meinte zusammenzubrechen unter der verzweifelt sich wehrenden Last.

Er brach nicht zusammen.

Fünf Lämmer, drei junge Säue – eines nach dem andern hatte er in die Löwengrube hinabgestoßen. Nun dünkte ihm, dass der Hunger der gierigen Raubtiere gestillt sein müsse für diese Nacht und den kommenden Tag.

Sie sprangen nicht mehr fletschend und jaulend der Beute entgegen. Sie knurrten in wohliger Wollust und satter Schläfrigkeit am Grunde der pechschwarzen Tiefe.

Das jämmerliche Kindergewinsel des letzten Lämmleins war noch eine lange Zeit nach dem Hinabsturz hörbar geblieben, ehe sich endlich eine der vollgefressenen Raubkatzen zu Griff und Zubiss hatte bequemem wollen.

Ismael setzte sich auf die Schwelle des Stallgebäudes und leckte das Blut von seinen Armen und Händen. Die Tiere hatten ihre Zehen und Klauen und Zähne tief in sein Fleisch geschlagen. Er leckte das Blut, wieder und wieder, bis es endlich gestillt war, auf dass niemand eine Spur fände und fragen könne: „Weshalb blutest du, Ismael, Sohn des Satrapen?“

Dann stellte er sich in die Nische des großen Kornspeichers, der an den Löwenhof grenzte.

Und so stand er von fern, als der Morgen emporstieg und sah, wie sie Daniel aus dem Kerker zum Löwenhof holten. Sie brauchten ihn nicht zu schleifen, wie er, Ismael, die nächtlichen Opfer geschleppt und geschleift hatte. Daniel schritt ruhig zwischen den Männern, die ihn an den Schultern führten, und sein Antlitz suchte die Richtung, wo Jerusalem lag. Und sein Antlitz strahlte.

Da fiel Ismael nieder.

Nicht das Gewicht der Tiere – das Gewicht dieses Strahles, das auf Daniels erhobenem Antlitz lag, war zu groß für seine Knabekraft. Er lag auf dem Boden der steinernen Wandnische und weinte. Als die Wächter und Vollstrecker des Urteils gegangen waren, kam Ismael aus der Nische hervor. Er näherte sich der Mitte des Löwenhofes. Er strich um die Ränder der Grube und lauschte. Das Brummen und Schnaufen der satten Tierleiber klang herauf, dann und wann das Klirren der Kette, die um Daniels Arme lag. Und

dann hörte er Daniels Stimme. Zu wem redete sie: zu den Löwen? zu Darius?

*„Mine mine sekel –  
mene mene tekel –  
peres upharsin –“*

*„Mein Gott, mein Gott, wie groß ist deine Macht!“*

Und dann hob sich die Stimme, als ob sie die stinkende Grube des Grauens und des Todes verlassen habe und sich frei in den freien Lüften des Morgens dem Himmel vermähle; Daniel sang:

*„Mein Gott, mein Gott, wie groß ist deine Güte,  
wie wunderbar ist deine große Kraft!  
O Persien, o Medien im Gold und Purpurkleide,  
o leg dein Gold und deinen Purpur ab!  
O kleine Welt im Gold und Purpurkleide,  
leg deine Herrlichkeit und Kleinheit ab!  
O betet, betet, dass euch Gott erleuchte,  
O betet, betet euch zu Gott empor!“*

Und Ismael weinte.

Nicht das Gewicht der Säue und Lämmer, das er getragen hatte, nicht die ausgestandenen Ängste, nicht die ausgestandenen Finsternisse der Nacht – der Gesang Daniels war zu viel für seine Knabekraft. Ihm war, als wenn seine Seele, die so arm und beschränkt eine Seele gewesen, zersprungen war am Glanz, den er auf Daniels Angesicht gesehen hatte. Ihm war, als wenn er gestorben wäre am Glanz, der auf Daniels Angesicht lag, und als wenn er am Gesang, der aus Daniels Glauben brach, wieder zum Leben erwacht sei nach dem Tode. Als wenn er gestorben und wiederauferstanden wäre – an seiner Seele –

Und nun lag er da und konnte nicht weiter, weil des Glanzes und der Kraft zu viel war – und er war bloß ein Knabe.

Endlich fasste er sich. Er schritt noch näher heran. Er schritt gebeugt, als trüge er immer noch ein Lamm über der Schulter. Er trat dicht an die Grube heran und beugte sich über sie.

„Daniel, hörst du mich?“, rief er hinab in die blutfeuchte hallende Tiefe.

Und Daniel antwortete: „Ich höre dich, Ismael.“

„Du wirst nicht sterben, Daniel! Glaub mir, du brauchst nicht zu sterben.“

Und Daniel antwortete: „Ich werde nicht sterben, mein Gott hat es nicht gewollt. Ich werde leben. Mein Gott hat seinen Engel gesandt, und er hat mich errettet!“

Als der Morgen bis zu den Palastfenstern gestiegen war, hatte die Kunde, dass Daniel nicht zerrissen worden sei, schon die Runde von einem Palasthof zum andern gemacht, bis hinab in die Stadt.

Darius selber ließ sich in seiner Sänfte hinaustragen in den Löwenhof, der seither genannt wird, die ‚Stätte des Heiligen‘. Und alle Großen und Machthaber und alles Volk sahen das Wunder und wussten sich keinen Rat. Solches war nie geschehen seit Menschengedenken: Die Löwen hatten des Menschen geschont – es war ein Wunder!

Darius aber war voll Freude, denn er hatte nur schweren Herzens darein gewilligt, dass man Daniel töten solle, der ihm teuer war und der weiseste der Sterndeuter und Traumausleger.

Und er gab den Befehl, dass man Daniel heraufhole und in Freiheit setze, und er überschüttete ihn mit Zeichen seiner Freude und Freundschaft.

Und alles Volk war auf seiner Seite und beugte sich willig dem Gebot, dass fortan dem Gotte Daniels die größere Verehrung gebühren solle. Und Darius erließ den Befehl, dass der Satrapen drei, die des Daniel ärgste Feinde gewesen waren, an seiner Statt den Löwen zum Fraß vorgeworfen werden sollten.

Der Satrapen oberste Drei und mit ihnen ihre Weiber und Kinder.

Und der Satrapen mächtigster war Ismaels Vater gewesen. Es erhob sich alsbald ein gewaltiges Schreien und Wehklagen unter den Weibern und Kindern. Sie warfen sich vor der Sänfte des Königs nieder, sie suchten seine Füße zu küssen. Und die Ringe an seinen Zehen wurden nass von ihren Lippen und Tränen. Und manche von ihnen entwichen bei Nacht aus ihren Höfen und flüchteten in das unwegsame Waldgelände hinter den Balsambergen, wo sie sich in Felsspalten und Gebirgsschluchten zu verbergen suchten vor den Häschern und vor dem erschrecklichen Tode in Schmach und Raubtierrachen. Und die drei vornehmen Männer trachteten Tag und Nacht, den König umzustimmen und seine Verzeihung zu erkaufen. Sie boten ihm Spangen und Goldgefäße und hohe Krüge voll goldener Sekel. Und des Ismael Vater war der reichste unter ihnen. Er bot dem König Minen und Goldtalente. Er bot ihm Rinderherden und hundert Kamele und tausend Säue und die schönsten seiner Sklavinnen.

Er war unermesslich reich, denn er hatte das Wasser des Gileonflusses nach der Westseite geleitet, wo seine Landgüter lagen, und diese hatten zehnfache Ernte getragen, und seine Kornkammern und steinernen Speicher konnten all den Segen kaum fassen.

Dieses alles bot er Darius an, wenn er ihn und die Seinen verschonen wolle.

„Nur mich allein, mein König!“, bat er und rutschte auf seinen Knien vor dem Schlaflager des Königs und bedeckte die Purpurdecke mit dem Speichel seiner schluchzenden Lippen. „Nein“, sagte Darius.

„Nur mein Weib, nur das eine!“, schluchzte der Satrap. Denn die Mutter des Ismael war von solcher Schönheit, dass, wer sie einmal besessen hatte, all seine Schätze geringachtete und für sie hinzugeben bereit war.

„Nein“, sprach Darius.

„Nur Ismael, meinen Sohn, verschone!“, flehte der Satrap und hob die Hände bis zum Purpurpolster, darauf des Königs Haupt lag.

„Er ist ein gelehriger Knabe, der dir einmal ein weiser Berater sein wird. Dazu ist er dem Daniel anhängig, wie alles Volk dir bezeugen kann, er hat sich immer zu den Lauschern vor seine Knie geschlichen.“

Doch das Volk bezeugte es nicht. Es war aufgebracht gegen die Satrapen und gegen den mächtigsten von ihnen am aufgebrachtsten. Und es freute sich auf das bevorstehende Schauspiel an den kommenden Tagen.

Daniel hörte und wusste nichts von dem allen und was Darius zur Sühne für seine Verurteilung festgesetzt hatte.

Der Knabe Ismael stand da mit Augen, die ganz etwas anderes zu denken schienen.

„So öffne doch deinen Mund!“, schrie sein Vater außer sich und stieß ihn vor Darius nieder, „so bitte doch um die Gnade deines Königs! So ruf ihn doch an, deinen Daniel, dass er für dich zeuge!“

Ismael rief nicht Daniel an und nicht Darius.

Es hätte ihm auch keiner sagen können, was in ihm und was aus ihm geschehen war. Da es zu einem Wunder geworden, musste es wohl ein Wunder gewesen sein.

Er stand da, ganz aufrecht jetzt und ganz ohne Furcht.

Und ein Glanz lag auf seinem Knabengesicht, als wenn er zu singen anheben wolle.

Er schien die Fäuste gar nicht zu spüren, die nach ihm griffen und ihn fortschleppten.

Und dann stürzte sich die größte der Raubkatzen auf seinen Leib und zerriss ihn.

Auch schwächliche Knaben sind großer Entschlüsse fähig, auch kleine Mädchen großer Verzweiflungen. Die schwächlichen Knaben und Mädchen vergehen, wie nie gewesen. Die großen Entschlüsse und großen Verzweiflungen überleben, wie nie vollbracht.

## DER HARFENSÄNGER

Es war zu der Zeit, da der Galiläer, Jesus von Nazareth, seine großen Wunder und Worte vor das Volk warf.

Da war ein Mann aus Abila im syrischen Lande, ein Harfenschläger und Liedersänger, wohlgelitten auf den Teppichen der Vornehmen und auf den Tennen der Volksfeste. Wie kein anderer wusste er die Saiten seiner Harfe zu zupfen oder mit dem Stäbchen zu schlagen.

Er trug sie im Schreiten mit sich, und mit ihrer Stimme, die er seiner Stimme vermählte, vermochte er Liebliches und Aufwühlendes, alles Unsägliche und Unerträgliches hinaus zu singen.

Es gab nichts, wofür er sie hergegeben hätte, kein Weib, keine Löhnung, keinen Segen. Nicht immer verstand er sie. Wer versteht, was aus ihm singt oder Wunder verrichtet? Es war ja nicht seine, nicht allein seine Stimme in ihr und in ihm.

Es gibt viele Ismaele und wenige Harfen, so müssen sich wohl in eine jede mehr als nur eines Gewesenen Sehnsüchte und Flüche und Liebkosungen teilen.

Warum sollten es nur Leiber, nicht auch Lieder sein, in denen das Wandernde wandert?

Auf seinem Wege von den gar zu lauten Bazaren von Damaskus her war Ismael bis Galiläa gekommen. Und da er am Ufer eines Sees eine Ansammlung von Fischern gewahrte, die sich mit dem Säubern ihrer großen Schleppnetze abmühten und mit dem Flickern ihrer zerrissenen runden Wurfnetze, lehnte er sein Saitenspiel an die Bretterwand eines Geräteschuppens und half den Männern bei ihrer Arbeit.

So kam es, dass er neben den beiden Söhnen des Zebedäus stand, als der Nazarener langsam heranschritt und sich seine Jünger aus der Schar der Arbeitenden erwählte.

Dicht neben Jakobus stand Ismael und dicht hinter Johannes, der auch erwählt wurde, über dessen Schulter hinweg er dem Fremden in das fremde schöne Angesicht blickte.

Ismael war höher und schlanker als die stämmigen Fischersöhne und er war gewiss, dass nun auch er mit Namen gerufen werden würde: „Ismael, Sohn des Jetur aus Abila, komm und folge mir nach!“

Es geschah aber nicht.

Auf solchen Ruf hatte er lange gewartet, schon daheim hoch droben im schroffen Gebirgsland, jenseits der schneeweiß dräuenden Hermonim; dort wo die Winde schärfer und die Frühlinge herber sind und die Wünsche wilder und die Männer ungestümer – aramäische Männer und ismaelitische, die immer noch am uralten Fluch trugen, der die Magd Hagar, die heißherzige, und nicht die Herrin Sarai, die schönhäutige, zu ihrer Stammutter gemacht hatte.

Nicht nur gewartet hatte Ismael auf den Ruf – er meinte ihn gehört zu haben. Über die Ebenen von Hohlsyrien hinweg, über die Walnusswälder des Stromlandes hinweg, über die drei weißen Häupter des Hermon hinweg; war das Rauschen gekommen, das nicht von dieser Welt ist.

Hierher hatte der Ruf ihn geführt, in die blonden galiläischen Gefilde, ihn und seine Harfe, denn ihr gerade hatte der Ruf geglolten: „Harfe von Abila im Tale Abilene komm und ziehe mit mir!“

Wo Einer ist, der Gleichnisse redet, muss eine Harfe sein, die sie auslegt. Wo Einer ist, der Gott verkündet, muss eine Harfe sein, die ihn singt.

„Nimm dein Kreuz und folge mir nach!“, sprach der große Fremde zu jedem der Fischer von Kinneroth.

„Nimm deine Harfe“, würde er zu ihm, Ismael, sprechen. Eine Harfe ist mehr als ein Kreuz, weil sie nicht ein Ende deutet und bedeutet, sondern einen Anfang.

Es geschah aber nicht.

Ismaels Augen waren voll Licht, nicht bloß vom blonden Morgen dieses lächelnden Landes – zukünftige Hirtenfeuer brannten unter den dunkelschattenden Wimpern.

Aber der Ruf erfolgte nicht.

Der Nazarener wandte sich zur Seite und schritt, von seinen neuerkorenen Jüngern begleitet, an der Uferböschung entlang, ohne sich umzuschauen.

Ismael warf das Gerät aus der Hand, mit dem er die zerzausten Maschen des Netzes geknüpft hatte. Er nahm seine Harfe auf, die sehr viel mehr als ein Kreuz war und folgte dem nach, der ihn nicht gerufen und nicht einmal angeblickt hatte.

Er schritt einen Bogenschuss weit hinter den Männern her, seine Harfe im Arm, an die er dann und wann seine Worte richtete, da er niemand anderen an seiner Seite hatte.

Er schritt immer im gleichen Abstand hinter den Voranschreitenden, schnell oder lässig wie sie, um sie nicht aus den Augen zu verlieren zwischen den Hütten und Zäunen und Düngerhaufen der sich windenden Fußwege.

Und so geschah es, dass er immer in des Nazareners Nähe war bei allem, was sich zutrug, und bei allem, was gefragt und erwidert wurde. Jedes Mal wenn die Männer stehen blieben und sich Zuhörer um sie scharten, zu denen der Meister in einem Gleichnis zu sprechen anhub, schob sich Ismael in den Ring der Lauscher, um keine Silbe zu verlieren.

Jedes Mal wenn Sieche und Mondsüchtige herbeigebracht wurden, auf dass der Meister sie heile, stand Ismael zu Häupten oder zu Füßen der Kranken und verfolgte jede Handbewegung und jede Stirnsenkung mit seinen Blicken.

Da waren welche unter den Bittstellern, die Ismael bekannt waren, er hatte für manchen von ihnen schon seine Saiten und seine Stimme erklingen lassen, zur Zerstreuung oder zur Tröstung in dumpfiger Krankenkammer. Nun aber gedachte keiner mehr daran, denn wer höhlt seine Hand, um ein Wassergeriesel einzufangen, wenn ihm ein Krug voll Wein an die Lippen gesetzt wird?

Nur mit Hanna, dem Töchterlein des Synagogenvorstehers, begab es sich anders.

Ismael hatte während einiger Wochen den Kindern jener Ortschaft das Flötenblasen und Lautenzupfen beigebracht; nicht in der Schule, zu der ihm, dem Landfremden, nicht Zutritt gebührte, draußen, wo die Zisternen standen, in denen man das Regenwasser der Stadtmauer auffing; draußen, wo der Himmel über der Landstraße jeglichem Wanderer Heimatrecht gewährt.

Auch Hanna hatte ihre schmale Leier herbeigetragen und sich von ihm belehren lassen, wiewohl er bald erkannte, dass sie mehr vom Saitenspiel verstand als die andern Lernbegierigen und dass es ihr nicht um seine Belehrungen, nur um seine Nähe zu tun war.

Die junge Hanna hatte ihn zum Manne begehrt.

Sie war gewöhnt, dass ihre Wünsche Erfüllung fanden und ihr Vater hatte dieses Mal heftige Worte brauchen müssen, einen ganzen Rüsttag lang, statt fromme Einkehr zu halten nach seiner Gepflogenheit. Das Schreibzeug lag unberührt auf der Zedernplatte des Pultes, die schwarze Rußtinte auf dem wohlgespitzten Rohr trocknete ein, die Hand, die schon danach gegriffen, schlug, zur Faust geballt, dröhnend neben dem steinernen Tintenbehälter nieder.

Der Vater war aus diesem Zweikampf als Sieger hervorgegangen. Er war der Richter und Vorsteher der Synagogenschule, weit gerühmt im Lande Sebulon und Naphtali

für seine Gottesfurcht und Gelehrsamkeit, der jedes Jota der heiligen Satzungen hinter seiner hochgewölbten Stirn bewegte, der die Kümmelkörner zählte und verzehntete, als wären es Edelsteine, der mit den Aufsätzen der Ältesten band und löste in eherner Strenge und jedermanns Frömmigkeit und Lebenswandel überwachte mit seinen unfehlbaren Augen.

Wenn auch Hanna sein einziges Kind und sein Augapfel war, gerade über seinen Augapfel wusste er unnachsichtig Acht zu haben.

Und nun dieser Sänger aus Gottweißwoher! Von dem niemand Sicheres aussagen konnte, als nur, dass er ein Harfenschläger aus dem fernen Abila sei, dem die Kinder Galiläas nachliefen wie törichte Hündlein, bloß um seinen verführerischen Liedern zu lauschen.

Des Vaters letzte Worte waren wie Granitblöcke aus seiner graubärtigen Strenge gerollt und gegrollt gekommen. Und die kleine Jungfrau mit den glühend verweinten Augen hatte sich fügen müssen, wenn sie dies auch auf andere Weise tat, als es Vater und Mutter von ihr erwartet hatten.

Anfänglich war keinem ihrer Worte ein Gewicht zuerkannt worden: Dass sie mit Ismael auch ihr eigenes Leben dahingeben wolle, hatten die kindischen Worte getrotzt: dass sie nicht verschmachten wolle wie ein Delphin, den man auf trockenem Uferstrand wirft. – Ein Leben ohne Ismael wäre kein Leben! Und sie würde ..., ja, sie würde ...

Und dann hatte es geheißt, dass sie gestorben sei die kleine Hanna mit dem ungebärdigen Herzen.

Ismael hörte es von den Kindern eines benachbarten Marktes erzählen, er hatte jene kleine Hanna fast vergessen.

Es war am Tage, ehe der Heiland, der von den Bergen herabgestiegen kam, sich wieder dem Rande des grünen Galiläermeeres zuwandte, gen Kapernaum, wo er im Hause

von des Simon Schwiegermutter seine ständige Herberge hatte, zu der er wiederkehrte nach all seinen Wanderungen.

Er zögerte nicht, seine Wegrichtung zu ändern und im Hause der Trübsal einzukehren, wo man seiner bedurfte.

Das Wehklagen verstummte, als der Meister sich seinen Weg durch das aufgescheuchte Gesinde bahnte und an die Kammertür trat, dahinter das Mägdlein in seinem Todesschlaf lag.

Als der Heiland sie anrief und bei ihren Handgelenken anfasste, schlug sie die Augen auf.

Sie blickte empor. Sie blickte um sich.

Mit einem schweren, schweren Seufzer begriff sie, dass sie zurückgeholt worden sei aus den irisfarbenen Garten­gängen des Vergessens. Und im Winkel der Kammer stand Ismael, von dem sie gemeint hatte, dass er längst wer weiß wie weit weile, da ihr Vater ihn mit Schmähung und Drohung aus ihrer Nähe verwiesen hatte.

Als sie seiner gewahr wurde, lockerte ein Zucken ihre wächsernen Züge, noch zu schmerzlich, noch zu ungläubig, um sich schon als Lächeln zu entfalten.

Sie hob die Schultern. Sie tastete nach einem Halt am Bettpfosten.

Sie erhob sich schwankend, die Augen weit aufgerissen.

So kam sie auf Ismael zugeschritten, an des Heilands grauem Kuttensärmel, an ihren knieenden Eltern vorüber.

Ismael aber zwängte sich eilends zwischen das Gesinde, das durch die Tür hereinquoll, zwängte sich hindurch und war aus dem Hause und dem Hof entwichen, wo zu verweilen er weder Anrecht noch Wunsch besaß.

Erst an der Gabelung des Weges, der rechts nach Bethsaida und links landein nach Chorazin führt, blieb er stehen.

Er wollte nicht als Urheber dieses Todes noch als Lohn dieser Auferstehung beargwöhnt werden.

Er wollte dieses Mädchens Liebe nicht, so lieblich sie war und so herzbewegend ihr Versuch zu lächeln. Er wollte etwas anderes und ganz anderswo hinaus. Denn war er auch bloß ein Harfner aus dem ärmlicher Abila, er wusste, dass ihm eine Stimme verliehen war, verwandt dem Branden des Großen Meeres an den Kreidekalk der Karmelfelsen. Er harrte der Stunde, da es auch andern – *einem* Anderen offenbar würde, von wannen und wofür ihm diese Stimme gegeben ward.

„Denn die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter“, hatte er Jesu sagen hören. War es nicht manchmal ein Wort nur, ein Harfenschlag nur, der aus Wenigen Viele zu machen vermochte?

Aus einem Mandelstab einen Hirten – aus einer Handvoll Lehm eine Flammenzunge Jehovas.

Und so schritt Ismael wiederum einen Steinwurf weit hinter den mit großen Gebärden zueinander redenden Männern her, die sich gen Kapernaum wandten. Und von dort, zwischen den wogenden Saatfeldern und den Palmengürteln von Magdala, nach Kana hinab, das im Nachmittags Schatten der Taborcuppen schlummerte.

Und weiter ging es nach Nazareth, der Vaterstadt Jesu.

Hier kehrte das Volk sich zum ersten Mal wider ihn. Es mochte in einem Kinde der eigenen Stadt keinen Propheten verehren. Hatten sie ihn nicht heranwachsen sehen, wie Ihresgleichen, nur von je ein wenig sonderbar und untauglich zu den Verrichtungen der Arbeiter und Handwerker und der Geschäftigkeit der Handelsleute. Waren doch seine vier Brüder noch heute hier wohnhaft, im flachen Lehmhause drüben neben der roten Schulmauer: die Jüngsten: Simon und Judas, noch in der Obhut ihrer Mutter Maria, und ihr anhänglicher als Jesus, der Älteste, es je gewesen, und die Mittleren zwei:

Jakob und Joses, waren schon tüchtige Zimmerleute und nicht bloß Handlanger ihres gebrechlich gewordenen Vaters.

Wie wollte dieser Jesus, der nicht weiter her war als seine Brüder, nun kommen und predigen dürfen, heilige Sätze auslegen und Verheißungen kundtun, wie vorzeiten die Propheten Zions getan!

War doch Jeremia, ein Sohn des Priesters Hilkia aus der Priesterstadt Anathoth gewesen und Jesaja ein Sohn der Amoz, dem niemand geringes Gewerbe nachsagen konnte. Und wer wollte widerzeugen, dass nicht Daniel gar aus königlichem Geblüt entsprossen war?

Die Nazarener ärgerten sich an ihm, der Ihresgleichen war und doch sich anders als Ihresgleichen zu gebaren vermaß. Und um ihres Neides und Unglaubens willen tat er weder Zeichen noch Wunder an dieser Stätte, wo er einst daheim gewesen.

Doch als sie Hand an ihn legen wollten, um ihn hinabzustürzen von der turmhohen Felswand im Westen der Stadt, schaute er sie an mit Augen, vor denen sie sich entsetzten. Und sie wichen zur Seite und Jesus ging mitten durch die fletschende Menge, denn sein Weg führte weiter, viel weiter noch. Und es gibt nichts auf Erden, keine Menschengewalt, die einem Wege Ziel und Ende setzen könnte, wenn sein Ende noch nicht erreicht ist.

Während all dieser Tage und Wanderungen jedoch begegneten Jesu Augen nicht ein einziges Mal den Augen des Ismael.

Warum? Warum?

Ja, wäre er ein Aussätziger gewesen, der seine Klapper rührte, oder ein Gichtbrüchiger, der seine Krückstöcke über den Weg streckte, damit der Fuß des Meisters an sie stieß – er wäre nicht an ihm vorübergegangen ohne zu fragen: ‚Was willst du, dass ich für dich tun soll?‘

War denn das Verlangen der Seele nicht mehr als die Krankheit des Leibes? War eines Sängers Sehnsucht nicht mehr als das Plappern der Kinder? War eine Harfe nicht mehr als eines Besessenen Aufschrei? Und *diese* Harfe gar: aus eines jungen Lorbeerbaumes Holz gefertigt, über deren zehn silberne Saiten ohne Andacht zu streichen Gotteslästerung schien. Verflucht wollte er sein, so er es einmal täte!

Und Jesus fuhr fort, seine seltsamen Worte an ungebildete Fischer und Töpfer und Gerber und Walker zu richten, die mit ihnen umgingen wie mit ihren Tauen und Häuten und Tonklumpen.

Ismael ließ seine Finger behutsam über die Harfensaiten gleiten – nicht um sie singen zu machen, nein, um niederzuhalten, was als Gesang aus ihnen hervorschluchzen wollte.

O du König der Worte, warum lässest du mich nicht singen, was du bist und was du sprichst! Wozu sind denn Sänger, wozu sind denn Harfen, wenn sie nicht viel mehr sängen als menschenmöglich ist!

Wenn ich dich singen dürfte, würde kein Vierfürst und kein Verräter Hand an dich legen!

Wenn ich dich singen dürfte, wärest du König von Israel, und deines Reiches kein Ende!

Fester presste sich Ismaels bebende Hand auf die bebenden Saiten.

Er stöhnte.

O du König der Worte, wo ist einer, der deiner Worte wert ist? Mögen die Werkleute und Pharisäer hundertmal Recht haben, wenn sie dir nachsagen, du hättest von Kind an die grobe Arbeit gescheut, du seiest deinem Vater davongelaufen, weil du lieber Worte hören und Worte reden wolltest, als Hobel und Säge zu handhaben, wie er es verlangte.

Mögen sie tausendmal Recht haben, wenn sie dir nachsagen, dass du von Ort zu Ort ziehen, aber nirgend nur eines

Tagelöhners Dienst zu verrichten vermöchtest. Wer hätte dich je gesehen, auch nur einen Ziegel aufheben oder eine Handvoll Saat in die Furchen werfen oder einen Sack auf den Schultern tragen?

Wahrhaftig, es ist nicht not, dass *der* Ziegeln und Kornsäcke schleppt, dem es gegeben ist, mit *Worten* Kornfelder zu bestellen und Himmelreiche zu weisen.

Was aber versteht das Volk davon, das seine Arbeit braucht, wie der Ochs sein Joch, um seines Futters wert zu werden!

Was verstehen die Zwölfe davon, die dich umkreisen wie eine Zwingmauer, die Rufe abprallen macht oder sie nur weitergibt als tönernes Echo! Deine Rede braucht solches Echo nicht, sie braucht Harfenklänge!

Sie zogen weiter durch das ungestliche und auch das gastliche Samaria; von Dorf zu Dorf im Hügellande und auf den Hochflächen; durch lavabraune und waldreiche Ufergefilde, den weißhäuptigen Libanon vor Augen oder den schwarzzerklüfteten Garizim.

In einem Markt zwischen Salem und Sichem bereitete man sich zu erbittertem Widerstande.

Viel war mittlerweile ruckbar geworden im Lande, das der Nazarener durchzog, vieles, was seine Rede angerichtet hatte unter den Unmündigen und Einfältigen, denn gerade ihrer waren nicht wenige, die sich zu seiner Nachfolge drängten:

Da waren unter den Weibern, die ihm seit Monden nachliefen, gleich Maria aus Magdala, der kinderlosen, zweie, die hatten daheim ihre kleinen Kinder verlassen, um mit dem Meister zu ziehen.

Und die Kindlein des einen Weibes waren Hungers gestorben und das fünfjährige Büblein der andern hatten Wöl-

fe zerrissen, als es gelaufen war, seine Mutter zu suchen und zwischen den Klippen der Bergschlucht nicht mehr herausfand.

Vieles war ruchbar geworden, was die unverständlichen Worte des Nazareners angerichtet hatten im unberatenen Volk.

Da war zu Hamath ein Mann, der schwachsinnige Timon, den seine Mutter betreute. Sie hatte fleißig gespart und gesponnen, um für das tägliche Brot zu sorgen, für heute und morgen und kommende Zeit. Bis tief in die Nächte hinein hörte man ihren Webstuhl klappern, wenn schon über alle Hütten der Nachbarschaft der Schlaf fiel.

Eines Abends aber war Timon von der Gasse gelaufen gekommen. Er hatte seiner Mutter Weberbaum vom Webstuhl herabgerissen und über seinem Knie zerbrochen und in das Herdfeuer geworfen, und danach das Gestänge, Stück um Stück, denn er hatte gewaltige Körperkräfte.

Und das Geflecht der Einschlagfäden hatte er zerfetzt und alles Garn in die Jauche getrampelt und Verwüstung in der Kammer angerichtet.

Und dann hatte er sich den Rock vom Leibe gerissen und hatte ganz Widersinniges geschrien: dass er eine Lilie auf dem Felde sei und wehe über die, die spinnen und arbeiten wollten und für den Morgen sorgen!

Halbnackend war er durch die Gassen gerannt, und alle Leute hatten kräftiges Ärgernis an ihm genommen.

Derlei Lästerliches geschah, wenn man auf falsche Propheten hörte! Und wie könnte einer Prophet sein, der priesterlicher Abstammung und Gelehrsamkeit entbehrte!

Die Schriftgelehrten schürten den Unmut des Volkes und rieben ihre fleischigen Hände in Erwartung dessen, was noch kommen würde.

Und noch anderes war ruchbar geworden aus den Gengen, die der Nazarener durchwanderte:

In einer Schule hatte er die Söhne und Töchter gegen ihre Eltern aufgebracht und die Eltern gegen ihre Kinder! Zwietracht zu säen, sei er gekommen, hatte er gesagt; welche, die dicht neben ihm gestanden, hatten es mit ihren eigenen Ohren gehört. Und nicht wenige waren gewesen, die solcher Schändlichkeit gefolgt waren.

„Lasset die Toten ihre Toten begraben“, hatte er gerufen – wie er sich solches wohl vorstellen mochte, der unheimliche Wundertäter? Söhne hatten ihre lebenden Väter und Söhne hatten ihre toten Väter verlassen. So auch Ahia aus der Gegend von Nain. Und der Leichnam des alten Mannes war in der Hütte liegen geblieben, ungewaschen und unbedeckt, und ein Geschmeiß von Fliegen und Ungeziefer war über ihn gekommen, wie er so ungesalbt dalag in der Hitze und Unreinlichkeit. Und es hatte sich ein Gestank erhoben von Pestilenz und Verwesung, wie dicke Wolken waren die Dünste und die Schmeißfliegen über der Stätte gelagert. Keiner hatte sich getraut, das Grundstück zu betreten. Und dann hatte es sich über die ganze Nachbarschaft verbreitet, das stinkende Geschwärm, und Krankheiten waren ausgebrochen daselbst: giftige Seuchen und ekle Schwären und schleichendes Fieber.

Zwei junge Weiber waren davon befallen worden und Timäus, ein frommer Jüngling, und vier kleine Kinder. Sie alle waren dahingerafft worden. Und heute mochten es ihrer noch mehr geworden sein.

Und hatte doch der weise Moses im göttlichen Gesetz verordnet, dass die Leiber der Toten vor ihrer Verwesung in die Erde geschaufelt werden sollten, nach neuem Maß fünf königliche Ellen tief. In aller Strenge hatte das Gesetz solches gefordert und es war vom Volke Israel getreulich befolgt worden bis zum heutigen Tage, zum Segen all seiner Kinder. Dies war den Lebendigen befohlen worden, nicht aber ver-

mochte das Gesetz es von einem Leichnam zu fordern, dass er einem andern die tiefe Grabstatt in die Erde schaufelte!

Und die Schriftgelehrten schürten die Unruhe des Volkes und falteten ihre frommen Hände in Unschuld.

Und noch Weiteres war ruchbar geworden, verbreitete sich wie ein Strauchfeuer im glimmenden Lande:

Jener Pilger, den die Einfältigen für einen Propheten hielten, trug aufwiegelndes Geschwätz in die Dörfer, das die Arbeiter um ihren Lohn und die Herren um ihre Arbeiter bringen sollte.

Einer Rotte herumziehender Straßenbettler gleich sollte Israel werden, die statt zu säen und zu ernten und sammeln, die Ähren aus den Äckern raufte und fremder Leute Brot brach. Sich nicht darum zu sorgen, was sie essen und trinken und womit sie sich kleiden sollten, predigte er den Leuten; bloß anklopfen sollten sie, damit ihnen aufgetan würde. Fürwahr ein trefflicher Rat!

Aber wo, wenn sich dieser Heuschreckenschwarm von Hungernden und Lungernden in die Gassen ergoss, würde es noch Türen geben, die sich aufboten, Scheuern, aus denen die Hausväter Almosen verteilten; ja, wo noch Reben und Ähren zu brechen, so niemand da war, für Wachstum und Gedeih zu sorgen?

Wer hatte den Vater im Himmel, den dieser Prediger alleweil im Munde führte, auf den er alle Sorge geworfen sehen wollte, wer hatte den himmlischen Vater jemals eigenhändig Äcker roden und Gärten düngen und Häute gerben gesehen? Den *Menschen* mit ihren Händen und Werkzeugen und mit ihrem Schweiß oblag es, diese Verrichtungen zu tun, wenn sie nicht allesamt Hungers sterben wollten.

Und wie hielt dieser Prediger es selber damit, wenn ihm solche Nahrung nicht in den Mund wuchs oder wenn jemand ihn von seiner Schwelle verweisen sollte?

Da war ein Mann aus Bethanien, der hatte es mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört, wie der Nazarener einen jungen Feigenbaum verfluchte, der ihm keine Früchte darbot, als ihm nach solchen gelüstete. Und dabei war es noch zu früh im Jahr gewesen, ehe die Bäume ihre neuen Augen und Blätter aufzutun begannen und die ersten Frühfeigen unter den Laub zu schwellen vermögen.

Und nicht allein jenen schuldlosen Baum hatte der Prophet mit zornigem Fluch beworfen, die Leute aus dem Norden Samarias wussten Ähnliches zu erzählen: Ihre Städte Bethsaida und Charizim und selbst Kapernaum hatte er mit schweren Verwünschungen belegt. Alle Städte, die nicht sogleich gewillt waren, für seine und seiner Jünger Notdurft Sorge zu tragen, sollten gezüchtigt und vom Erdboden vertilgt werden, wie es Tyrus und Sidon geschehen war.

Und die frommen Schriftgelehrten schürten den Unwillen des unmündigen Volkes und hoben ihre gesalbten Hände gen Himmel.

Solche Gerüchte waren auch hinab bis zum Ephraimtal gedrungen und erbitterten die Leute, die dort emsig und rechtschaffen ihrer Arbeit nachgingen. Sie wollten sich derlei nicht vorschwätzen lassen und ballten ihre schwieligen Fäuste.

Und da sie erfuhren, dass der Weg, den der Nazarener nahm, ihren Marktflecken berühren werde, auf der Straße, die von Salem über Sebaste nach Jericho führt, rotteten sie sich zusammen, um ihn mit Knüppeln und Steinen zu empfangen.

Sie wollten nicht dulden, dass er auch ihre jungen Männer und Weiber aufwiegelte, wie es von den Frühlingshügeln bis zum Tale Jesreel geschehen war; dass er auch ihnen die törichten Mären erzählte, wie jene vom verblendeten Hausvater, dem sein ungeratener Sohn mehr wert war als der fleißige, der daheim sein Tagewerk vollbrachte. Oder

vom ungerechten Weinbergbesitzer, der den säumigen Arbeiter, der sich in letzter Stunde auf dem Weinberg einfand, mit dem gleichen vollen Lohn bedachte, wie jene, die vom frühen Morgen an redlich gearbeitet hatten!

Die rechtschaffenen Leute im Ephraimtal wollten sich solchen Widersinn nicht anhören noch die Köpfe ihrer jungen Burschen durch solchen Widersinn verwirren lassen.

Und die frommen Schriftgelehrten schürten den Zorn des Volkes, und geschürtes Volk raucht gen Himmel.

Ismael ballte die Faust um das hanfene Band seiner Harfe: War denn nicht einer unter den Zwölfen, der die Worte des Herrn dem Volk verständlich zu machen wusste? War denn nicht einer unter ihnen, der sie selber verstand? Nicht einmal Judas Ischarioth, der so viel Finsternis in den Augen trug, dass man meinte, er dächte tiefer als die übrigen. Waren er nicht gerade die Jünger selber, die Jesu Worte *so* deuteten und *so* verbreiteten, dass es die Hörer entsetzte? Die Jünger mit ihrer grobsinnigen und engstirnigen Auslegung, wie man sie von Tagelöhnern nicht anders erwarten konnte.

Wenn ich dich singen dürfte!, stöhnte Ismael und presse seine Harfe fest an sich, um ihre Entsagung zu teilen.

Im Ephraimtal aber rüsteten sie sich mit Knüppeln und Mistgabeln und den geschärften Schneiden ihrer Sensen zum Empfang des Propheten.

Ismael war es, der davon erfuhr, als sie unweit Nain in einer neuerbauten Herberge am Saum der Fahrstraße rasteten, kaum eine halbe Tageswanderung von jener Talsenke entfernt.

Ismael ballte die Fäuste.

War dieser Prophet aus Galiläa nicht eine Perle, die unter die Säue gefallen war – kostbare Ölbaumsaat, die auf sandige Syrte traf, wo sie nicht Wurzeln fassen konnte?

Sollte er in die Hinterkammer eindringen und ihn warnen, damit er einen andern Weg einschlug, nicht den durch das aufgebrachte Ephraimtal?

Nein – Furcht kannte der Nazarener nicht, er würde das Tal nicht meiden, nur mit verdoppelter Innigkeit zu ihm reden wollen.

Er war schon durch manchen Steinhagel geschritten und scheute Verleumdung und Verfolgung nicht. Er sprach sogar davon, bald einen viel weiteren, viel schwereren Weg anzutreten, durch Marter und Tod hindurch, auf dem ihn nicht einer von denen, die jetzt um ihn waren, begleiten würde. Traurig, aber furchtlos sprach er davon. Allein Ismael empfand Furcht um ihn, die seine Kehle zuschnürte, wenn er an die morgige Wanderung dachte.

Wie bitter ist es, nicht Jünger zu sein, wenn man sich Jünger weiß – und nicht der dreizehnte bloß, nein, der alleinige!

Ismael fiel in die Knie. Über seine Harfe geworfen, wie über einen Gebetschemel, lag er auf dem Boden der Vorkammer und betete.

Wirre, stammelnde Worte – er musste ähnliche gehört haben – wann war es doch? Sie dünkten ihn ohne Bewandnis zu dem, was er fühlte und was bevorstand, doch weil ihm keine anderen Worte einfielen, wiederholte er sie wieder und wieder, stammelnd in verzweifelter Inbrunst:

„Führe uns nicht in Versuchung und führe uns nicht in – und erlöse uns von uns selber!“

Ismael richtete sich lauschend empor: ein kurzer klagender Ton hatte sein Ohr berührt – was war es gewesen?

Jetzt war nichts mehr zu vernehmen aus der Gastkammer, wo die Wanderer auf frischen Strohschütten ihr Lager erhalten hatten.

Vom Hofplatz und dem angrenzenden Stall herüber drang nur dann und wann das dumpfe Maulen der Rinder,

das heisere Brüllen eines Stieres, dem die sommerliche Fastenzeit, das zu gering gesalzene Mengfutter den Hunger nicht stillte. Dann und wann sprang Gebell auf, gefolgt vom bissigen Knurren wilder Straßenhunde, die im Abfallwinkel am Hoftor nach Fraß suchten.

Tiefe Stille wieder, durch die nur der eigene Herzschlag pochte wie ein mahnender Totenwurm.

Da – – , da war es wieder dies leise, wie aus ersticktem Atemzug ersteigende Klagen?

Ismael lauschte angespannt: War es der Brust seiner Harfe entflohen, die vor seinen Knien am Boden lag?

War es ein Seufzer gewesen? Oder mehr als ein Seufzer – ein Ruf?

O, dass du mich singen liebest, wer du bist! O, dass du mich werden liebest zu dem, der ich sein würde, wenn ich dich sänge!

Am vergangenen Abend hier am Herbergstisch, wo sie ihr Mahl hielten, hatte der Meister Dinge gesprochen, die Ismaels Herz bis zum Zerspringen erfüllten.

Vom Himmelreich, vom ewigen Leben und einer Herrlichkeit, die nicht von dieser Welt ist ...

Und die mit ihm saßen um den gehobelten Tisch, der bedeckt war vom Durcheinander der Krüge und Schüsseln und breiten Fäusten, sie hatten mehr auf den Wein in ihren Bechern als auf die Worte geachtet.

Und einige hatten törichte Zwischenfragen gestellt, hatten ihre bärtigen, kauenden Gesichter gegeneinander gekehrt und sich darum gestritten, wer von ihnen dermaleinst zur Rechten und wer zur Linken des Meisters seinen Platz erhalten werde.

Der Herr hatte um sich geblickt, in eines nach dem andern dieser bartumwucherten, schmatzenden Gesichter, und dann hatten seine Augen sich hinausgewandt in die stern-

losschwarze Nacht, die hinter der unverhängten Fensteröffnung wartete.

Und er hatte gesprochen: „Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon ...“

Und nicht einer hatte die Unendlichkeit seiner Trauer wahrgenommen und die Unendlichkeit der Nacht in seinen Augen. Die einen hatten gleichgültig und die andern ein wenig unmutig dreingeschaut.

Kein einziger hatte begriffen, dass diese Worte die Ewigkeit aufrissen, wenn man sie verstand – oder die Ewigkeit ausschütteten, wenn man sie nicht verstehen wollte.

Ismael drückte sich an die Kammertür, hinter der Jesus mit den Seinen im Schlummer lag.

Er lauschte.

Nur die dumpfen Laute des Männerschlafes waren zu vernehmen. Mühsam ziehende Atemzüge, ab und zu von einem Aufhusten unterbrochen; das war Bartholomäus.

Ein wechselndes Schnarchen, das vom Pfeifen zum Winseln, vom Röcheln zum Knurren wurde: das war Philippus aus Bethsaida.

Dann und wann ein kurzer, jäh erstickter Aufschrei –: das war Judas Ischarioth, der oftmals im Traum schrak oder schrie.

Jesus schien tief und traumlos zu schlafen und ahnungslos dessen, was ihn morgen bedrohte. Denn sein Weg und sein Ziel waren nicht von dieser Welt.

Ismael aber, noch verstrickt in die Schlinggewächse *dieser* Erde, erzitterte beim Gedanken, ihn schon morgen verlieren zu müssen – morgen schon und ehe sie einander gefunden hatten!

Ismaels Entschluss war gefasst.

Er griff nach der Harfe, die ihm in dieser Stunde beinahe fremd erschien, wie die Geliebte eines andern. Eine Gelieb-

te, die nicht *mehr* als Geliebte zu sein vermochte, und das ist zu wenig. Und dazu eines anderen Geliebten, eines, der er selber vielleicht einmal gewesen war ...

Ein durchdringender Hahnenschrei zerriss die Finsternis. War es so spät schon? Der Tag schon vor den Bergen?

Er musste sich eilen.

Die Geliebte mit sich tragen wie eine Gestorbene, tastete er sich bis zur Hoftür und hinaus aus der Finsternis in die andere.

Nur von jenseits der Hügel her durchbrach ein kaum wahrnehmbarer blasser Spalt die Schwärze.

Mit starken Schritten durchwanderte Ismael die letzte Stunde der Nacht und die ersten des neuen Morgens.

Als die Sonne ihre blendenden Bergkristalle über die Eichenkronen des Ebal warf, sah er den Marktflecken vor sich in der Senke flimmern.

Durch Kinder, die ihm begegnet waren, hatte er Kunde von seinem Kommen vorausgesandt: Es käme einer zu ihnen, von fernher, der zu ihnen reden wolle. Ja, sie sollten alle glauben, dass er derjenige sei, den sie mit ihren Dreschflegeln zu empfangen gedachten.

Und sie glaubten es.

Als Ismael die kotige Gasse durch das Schaftor betrat, hörte er das Brodeln der kochenden Empörung, die sich hinter den Türen und Hüttenecken zum Angriff fertig machte. Er tat, als sähe und höre er nichts vom Zischen der Stimmen und Klappern der Sicheln.

Die stumme Geliebte im Arm, den Blick geradeaus auf das verschlossene Mitteltor der Synagoge gerichtet, schritt er auf den gepflasterten Marktplatz zu und ein Lächeln unsäglichler Gleichgültigkeit lag um seine geschlossenen Lippen.

Vielleicht hatte er dies alles schon einmal erlebt ...vielleicht würde es immer wieder erleben ...

Es war das Schicksal der Ismaele, derer, an denen Gott vorübergeht.

Als er sich anschickte, den Platz zu überqueren, erscholl ein scharfer Pfiff hinter einer Hausecke. Pfiff auf Pfiff antwortete, schrillte von allen Seiten, und nun mischten sich Schreie und Befehlsrufe hinein und das Klirren von Werkzeugen oder Waffen.

Und dann prasselten die Steine – spitze und stumpfe, scharfkantige und klobig von Lehm umkrustete.

Sie trafen Ismaels Rücken und Brust, seine Schultern, seinen Nacken, seine Wange und seine Harfe. Steine um Steine, von Verwünschungen begleitet. Ismael wendete sich zur Seite, um nach dem Rufer zu spähen, der mit sich überschlagender Greisenstimme hinter ihm herschrie:

„Abaddon! Abaddon! Schlagt ihm den Schädel ein, dem Verbrecher!“

Ismael sah sich von einer Rotte brüllender Männer eingekreist, die mit erhobenen Dreschflegeln und Äxten gegen ihn vordrangen. Er suchte nach einem Wall oder Pfahl, an dem er seine Harfe hätte niederlegen können, die er davor bewahren wollte, sein Schicksal zu teilen.

Er fand keinen Pfahl, und die Angreifer kamen von vorne und hinten und von allen Seiten: schwarzbehaarte, sehnige Schmiedearme, langärmelig umflatterte knochige Handgelenke eines Kirchenlehrers, rußige Fäuste eines Ofenkehrers – Arme, Fäuste, Krücken, blinkendes Eisen –

Ismael lächelte ihnen entgegen.

Ich habe es gewollt, dachte er: gerade so – gerade dies – mein Wille geschehe –

Er versuchte noch weiter zu denken, aber der Hieb, der dumpfdröhnend auf seinen Schädel niedersauste, machte das

Denken zu mühsam: Ich habe es für ... mehr als dies kann keiner tun für ... für wen ... oder gab es doch ... noch ... ein ... mehr ...?

Das Blut strömte in Gießbächen über Ismaels Augen, über seine Gedanken, seine Sinne, wusste von nichts mehr. Nicht, dass er im Abfluss der Gosse lag, deren schillernder Abschaum sich mit Blut seiner Wunden vermengte, nicht, dass neben ihm seine Harfe lag, eine zertrampelte Unförmigkeit, mit deren zehn zerfetzten Silbersaiten das gurgelnde Abwasser ein neckisches Spiel trieb. Er wusste nicht, dass er für dieses Mal sein Ziel erreicht hatte: Flüche und Steine, die einem andern galten, auf sich zu lenken.

Als zur glühenden Mittagsstunde der Meister mit seiner Schar den Marktflecken betrat und durchschritt, lag tiefer Friede über Gasse und Gosse.

Die Knechte und Schmiede, die Zöllner und Teppichweber waren nach vollbrachter Pflicht zu ihren Arbeitsplätzen zurückgekehrt oder ruhten von ihr aus, hinter verriegelten Türen und undurchsichtigen Vorhängen.

Die Männer aus Galiläa schritten unerkannt durch die friedlichen Gassen. Erst als sie den Markt weit hinter sich hatten, hielten sie eine kurze Rast im Schatten eines rotblühenden Granatapfelbaumes.

Es war ihnen zugetragen worden, dass ein fallsüchtiger Jüngling jenseits des Gebirges sein Unwesen trieb, und der Vater des Besessenen wusste sich in seiner Betrübnis keinen Rat, als den fremden Meister herbeizurufen, von dem es hieß, dass er die Teufel austriebe als wären es lärmende Knaben.

Dorthin wandte sich der Heiland mit weitausholenden Schritten, ohne sich länger aufzuhalten im Tale Ephraim und im Baumschatten der Ebalhöhen.

Wo einer nach ihm rief, ob er aussätzig war oder blind, lahm oder befallen von bösen Geistern, zögerte er nicht, seine heilende Hand auf die Leiden zu legen.

Ismael war nicht mehr dabei, nicht einen Steinwurf weit und nicht einen Bogenschuss weit. Und die Jünger verbreiteten auch um diese Heilung ihre eigenen, unwiderlegten Auslegungen, wie sie es damals getan, da sie vermeinten gesehen zu haben, wie die Legion der Teufel in die tausend Säue gefahren sei, jenseits des Galiläischen Meeres im Lande Gedera.

Ismael war nicht zugegen gewesen, er hatte die Geschichte nur erzählen gehört und sich über ihren Widersinn in der Seele verwundert.

Doch das Volk in seiner Torheit begehrte, sich an derlei erheitern und erhitzen zu können, und die Jünger achteten der Torheit nicht oder meinten gar, dass auch törichtes Gerede dem Ruhme dienlich sei.

Gerüchte aller Art schossen üppig wie Fockenkraut im Sumpfgelände an vielen Orten empor, die Jesu Schritt berührte, und sie fanden schnelle Verbreitung.

Nur sie, denen die Säue von Gedera gehört hatten, fanden es ungehörig und unglaublich und mutmaßten, dass ihre eigenen Hirtenbuben nicht ganz so schuldlos an diesem Unglück gewesen seien, wie sie es in den Dörfern berichtet hatten. Den andern, die keine Säue besaßen, den Besitzlosen und den Missgünstigen und den Kurzsichtigen erschien es recht und billig, dass der Meister also gewalttätig mit Säuen und Teufeln und Besitzlichen verfuhr.

Sie priesen ihn dafür, gleich den Jüngern, welche die Tiefe unter seinen Taten noch weniger zu ermessen vermochten als die Tiefe in seinen Worten.

Und Ismael war nicht dabei.

Er lag in einer Hütte außerhalb der Marktmauer, die einem kräuterkundigen Weibe gehörte. Dorthin hatten ihn die Männer geschafft, nachdem sie ihren Zorn genugsam an seinem kläglichen Anblick im Gossenspülicht gekühlt hatten. Denn nicht töten, nur züchtigen hatten sie ihn wollen.

Langsam kehrte Bewusstsein und Leben und Schwermut in ihn zurück. Das Weib gab ihm nicht allein von ihren heilkräftigen Kräutersäften zu trinken, auch mit warmer fetter Ziegenmilch tränkte sie ihn und fütterte ihn mit ungesäuerten Fladen, in Öl geröstet. Sie versuchte seine Traurigkeit durch derbe Späße und allerlei Kurzweil zu vertreiben. Auch ihre beiden halbwüchsigen Enkelsöhne hielt sie an, den Fremden zu ergötzen.

Der eine ließ eifrigst sein Sistrum klirren; dicht vor Ismaels Ohr schüttelte er die Ringe auf den eisernen Stäben, dass sie ihr lautestes Lärmen von sich gaben.

Der andere vollführte mit den bronzenen Schalen seines Zimbelbeckens gleichfalls fröhliche, alles betäubende Geräusche.

Ismael, in dem das Heimweh nach seiner Harfe in diesen langen, untätigen Tagen des Siechtums fast noch brennender wühlte als das Leid um den, dem er sie geopfert, Ismael wälzte sich auf seiner Lagerstatt gegen die Rückwand; er deckte den Arm über Ohr und Gesicht, um die Knaben nicht merken zu lassen, wie unerträglich das hohle Geklirr von Schellen und Platten den anrührte, der einmal zu einer Harfe gesungen, einer Harfe, die er verlor. Es vergingen Wochen, bevor Ismael sich wiederaufrichten konnte, seine Knie biegen, sich am Stubentisch entlangtappen und endlich wieder seine Wanderschaft aufnehmen konnte.

Er hatte gemeint, dass es ein Leichtes sein würde, dem Wege des Meisters zu folgen und wieder zu ihnen zu stoßen.

Zwar kam er durch manche Ortschaft, die der Gesuchte durchschritten hatte, doch in ihnen waren Freude und Verwunderung über den Gast so rasch erloschen, wie sie aufgeflammt waren.

In den meisten Orten verhielt es sich anders, als Ismael erwartet hatte: Gewiss, hier war eine Blinde sehend geworden: die greise, trübselige Shalome. Doch was nutzte der Alten das Augenlicht, wo es ohnehin bloß der Tod war, dem sie entgegensehn musste, der nicht mehr lange ausbleiben konnte?

Der kleinen Johanna drüben hätten die verklebten Augen geöffnet werden sollen, die bitterlich weinend auf dem Fensterbänkchen kauerte, wenn die Nachbarskinder über den Hofplatz tollten.

Gewiss, hier war einem Tauben das Gehör wiedergeschickt worden. – Ja, frag nur, wem? Ausgerechnet dem reichen Gerber Nebath, der ein Geizhals war und ein Sabbathbrecher, wie es keinen ärgeren gab im Lande zwischen Jordan und Jaffa.

Weshalb erkundigte sich der fremde Meister nicht zuvor bei Nachbarn und bei den Ältesten des Dorfes, wem er zu helfen habe? Warum legte er seine heilenden Finger auf Gerechte und Ungerechte, wie die vernunftlose Sonne mit ihren Strahlen es tat?

Da wären andere gewesen: Gerson und Asahel und Ziba und Zilla, die sich nicht hatten mit Sänften und Bestechungen in den Vordergrund schieben können, als die gaffende Menge sich um die ausgestreckten Hände balgte und stieß.

Weiter wanderte Ismael mit brennendem Herzen und brennendem Blut in den kaum geschlossenen Wunden. Durch Haine und Märkte, über die vor Wochen die Schar der gläubigen Anhänger neben und hinter dem Nazarener getrottet war.

Überall war es das Gleiche: eine Heilung, vielleicht auch zwei, hatten sich hier und dort vollzogen. Ein Augenpaar leuchtete noch in Dankbarkeit, ein Mund erzählte unbeholfen stammelnd die lange Geschichte von Schorf und Schwären, die nach einer sanften Berührung verschwunden waren, wie Nachtreif unter der Lindigkeit des Morgens.

Wer aber zählte die Unzählbaren, die *nicht* geheilt worden waren, in deren Hütte er *nicht* eingekehrt war, die, auf denen sein Blick im Vorübergleiten *nicht* gehaftet hatte!

Ismael hörte Namen nennen, Namen von Gichtbrüchigen, Blutflüssigen, Mondsüchtigen, Gelähmten, die in ihren abseitigen Winkeln vergebens auf Heilung gehofft hatten.

Und die vielen Toten, die er *nicht* auferweckt hatte, deren abgelegenen Häuser die Totenklage sieben Tage umsonst gejammert hatte: „Ach, mein Sohn!“ „Ach, meine Schwester!“ „Ach, mein Gebieter und Herr!“

Ismael schleppte sich mühselig vorwärts, langsamer und mühseliger von einer geschwätzigen Ortschaft zur andern.

Und seine Harfe war nicht bei ihm.

Dennoch trieb ihn der Wunsch vorwärts, den Meister wiederzufinden. Nun, da er im Ephraimtal an seiner statt gesteinigt worden – mehr als gesteinigt, um seine Harfe beraubt worden war, vermeinte er, sich ein Anrecht auf Gefolgschaft erwirkt zu haben.

Das Anrecht – ja. Fragt Erfüllung jemals nach Anrecht und Opfer? In manch trüber Pilgerstunde; wenn die Straße endlos vor ihm und die Enttäuschung mühlstein-schwer in ihm lag, meinte Ismael, dass es vielleicht dennoch besser wäre, wenn er ihn *nicht* mehr fände, den er so lieb gehabt.

Sein Glaube an die Seligkeit einer Vereinigung war von den Steinen tödlicher getroffen worden als der zähe, gar zu zähe Leib.

Konnte er noch zum Harfenjubiläum werden, der den Heiland hinaussang? Er hatte seine Harfe nicht mehr, die seine Stimme gewesen.

Er hatte seine Harfe nicht mehr, die seine Seele gewesen.

Er hatte gemeint den Heiland zu verstehen, der alles gering achtete: Handwerk und Gelehrtenweisheit, Mutter und Brüder, und allein mit Worten die Menschen speisen und tränken, heilen und zu seinen Brüdern machen wollte. Ihn, Ismael, hatten die Worte getränkt und zum Bruder gemacht, einen, den niemand brauchte. Jeder Heiland ist bruderlos.

Ismael stand vor der Gabelung zweier einsamer Feldwege.

Er trat einige Schritte weg an die umflochtene Stangenhürde einer verlassenen Weidefläche.

Er stützte den rechten Fuß, dessen knochentiefe Wunde nicht aufhören wollte zu eitern, in eine Öffnung des Rutengeflechtes, um ihm bessere Rast zu gönnen, den rechten Arm auf die oberste Rundstange der Umzäunung, das Kinn auf die Fingerknöchel gestützt.

Da war ein Wort gewesen, unter allen, die er gehört, tröstlich wie Hirtenfeuer; schier unerträglich schön wie ein Mondaufgang über Tempeldächern ...

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ ... O, um die Harfen, die darin sangen, um die Fernen die darin aufgingen, um die Lilien, die daraus lebendig wurden ...

Kann ein Reich sterben, das nicht von dieser Welt ist, wenn man es nicht mehr verkündigen hört und kein Harfen von ihm singen?

Ich hätte deine Worte ausgelegt wie keiner der Jünger, die dich einstmals überliefern werden von einem Menschengeschlecht zum andern! Sie werden aus dir eine Predigt machen – und du warst Melodie! Sie werden aus dir ein Gesetz machen – und du warst ein Geschenk! Sie werden aus dir eine Hürde machen – und du bist der Himmel!

Langsam schritt Ismael fürbass. Er fragte kaum mehr, wohin der Weg führte, den er unter sich trat.

Fragte kaum mehr, ob und wann der, den er suchte, dieses Weges geschritten sei.

Vielleicht war der Abstand ein so weiter geworden, dass er den Vorangegangenen nicht mehr einholen konnte –

Hinter den Klippen von Garizim sank blutend die Sonne zu Grabe. Über den Hügeln von Gibeon stieg der Mond empor, eine kalte bronzene Zimbel.

Jeder ist eine Frage und in jeder Frage steckt ein Widerschein dessen, was in dieser Welt nicht zu leuchten vermag. O, wäre sein eigenes Hiersein auch nicht mehr von dieser Welt!

Ismael hob seine schwermütigen Abendaugen der Unerforschlichkeit zu, die über den Sandwegen und Dorfgassen schattete, über den wohlgekleideten Kaufleuten und den barfüßigen Eseltreibern, den Leviten und Samaritern, die ihm begegneten, die zu befragen ihn nicht mehr gelüstete. Er vermochte dem, den er gesucht, doch nicht mehr zu dienen, seit er seine Harfe verlor –

Fern irgendwo lag Jerusalem im Dunst der Dämmerungen ...

Fern irgendwo schritt Einer auf Jerusalem zu, um sich hinzugeben für sie, die es ihm nicht dankten ...

Die junge schöne Tochter des Synagogenlehrers, Hanna, die Auferstandene, trug Ismael in ihrem Herzen, manchmal wie eine Verkündigung und manchmal wie eine schwere Krankheit. Es war eine lange Zeit vergangen, seit der Wundertäter aus Nazareth sie in das Leben zurückgezwungen hatte.

Sie achtete der Zeit nicht, denn sie harrete zuversichtlich des Augenblickes, da sie sich aufmachen konnte, um ihm zu folgen, der damals hinter dem Fußende ihrer Bettstatt gestanden, im Winkel ihrer Sterbestube, und dann verschwunden war und nicht mehr aufzufinden: Ismael, der Harfensänger aus Aila.

Sie harrete einer Stunde, wo die Eltern ihre Wachsamkeit ein wenig abwenden würden, der Vater im Synagogendienst und die Mutter auf einem Besuch bei Gevaterinnen.

Und die Stunde kam.

Hanna hatte ihre Vorbereitungen schon seit Monden getroffen und so fand die Stunde sie aufbruchbereit.

Nur von einem halbwüchsigen Knaben begleitet, der ihr willenlos untertan war, entschlüpfte sie dem unverschlossen gebliebenen Hoftor. Auf zwei Mauleseln reitend verließen die beiden unkenntlich Vermummten im Abendnebel den Marktflecken und schlugen die Straße nach Magdala ein.

Hanna meinte, dass Ismael sich noch im Gefolge des Nazareners befände, und an allen Orten, durch die sie kamen, fragte sie nach dem Ziel und der Richtung der Männerschar, die wohlbekannt war an den Gestaden des Galiläischen Meeres.

Niemand wunderte sich sonderlich über das Mädchen und ihren Begleiter, die den Spuren des Wundertäters zu

folgen suchten. Zu jener Zeit gab es viele, die unterwegs waren, um ihm zu folgen. Manche, die von ihrer Auferweckung wussten, dachten, sie sei mit Geschenken ausgesandt, die der Vater dem Retter seines Kindes zollen wollte.

Sie fragte in allen Herbergen, bei allen Bettlern und allen Handelsleuten, denen sie begegnete.

Über Ismael vermochte ihr niemand Auskunft zu geben.

Ismael aus Abila?

Nein, keiner der Jünger trug diesen Namen. Auch die Männer, die in Begleitung des Nazareners wanderten, waren hierzulande gut bekannt, fast alle von hier gebürtig.

Ismael aus Abila.

Wo lag Abila? Wer war Ismael? Nein, man wusste nichts von ihm, noch wohin er gegangen.

Nur hier und da, wo Hanna ihn schilderte: seine palmen-schlanke Gestalt, seine brennenden Augen, sein Harfen-spiel, das jubeln und weinen konnte – hier und da geschah es, dass ein Frauengesicht jäh aufleuchtete, dass sich ein Mädchenantlitz, blutübergossen, tiefer über die spinnenden Hände neigte. Stockend und widerwillig ließ diese und jene dann ein Weniges aus sich herausfragen:

Ismael? Vom Tale Abelane?

Ja, es mochte sein, dass er Ismael geheißten habe –

Und so zog die kleine Hanna, das Mädchen, das ihn liebte, mehr als sie ihr Leben geliebt, auf den spärlich auffindbaren Spuren ihm nach über Gebirge und Talsenken, auf den Straßen und Heidewegen, die er geschritten war in seiner freundlosen Einsamkeit: – einsam, immer einsamer, wie ein jeder, der nach seiner Seele unterwegs ist.

In einem Hause in Bethanien, an der Straßenkrümmung, von Jericho kommend, war Hanna eingekehrt.

Hier hatte sich vor längerer Zeit ein Auferweckungs-wunder zugetragen und immer noch gingen hier viele Leute

ein und aus, die den Auferweckten, seine Stube, seine Bettstatt, seine Decke mit ihren Augen betrachten und mit ihren Fingern betasten wollten.

Es wurde Abend, ehe Stille einkehrte und Hanna mit den beiden Schwestern, denen das Haus eignete, allein blieb und ihre Frage vorbringen konnte.

An Martha, die ältere der beiden, die sich anschickte, der kleinen Fremden ein Lager neben dem Ofen zu rüsten, richtete Hanna ihre Frage.

Ja, Martha wusste von Ismael. Ja, er war hier im Hause gewesen.

Wann?

Daran konnte Martha sich nicht mehr erinnern. Es gingen gar so viele Leute ein und aus, seit Lazarus auferweckt wurde. Ja, das war ein gewaltiges Wunder gewesen, und der Wundertäter hatte auch hernach noch bei ihnen verweilt. Auf jeder seiner Wanderungen kehrte er bei ihnen ein. Er hatte Hände, denen man es ansah, dass sie nie etwas anderes als Wunder verrichteten.

Auch Marthas Schwester, Maria, hatte Hände, die nicht zum Anpacken und Arbeiten geschaffen waren. Ihr, Martha, fiel es deshalb zu, all das Grobe und Schwere der täglichen Arbeit zu vollbringen, ohne die sich kein Hauswesen in Ordnung halten lässt.

Mühe und Plage gab es wahrhaftig genug, auch wenn keiner es ihr dankte oder man sie noch so gering dafür achten mochte. Auch der Meister hatte keine Anerkennung, bloß ein Scheltwort für sie gehabt.

Sie hatte viele Stunden dazu verwandt, ihn gastlich aufzunehmen und zu bewirten. Sie hatte das Haus und den Hofplatz von der Bodenluke bis hinab zu Zaun und Zisterne gekehrt und gesäubert, die Fliesen im Flur und in der Kammer blank gerieben mit Sand und Aschenlauge und leder-

nen Lappen. Ihre Hände waren wundgescheuert und hatten hernach noch tagelang gebrannt wie von höllischem Feuer.

Und sie hatte die Teppiche ihrer Wohnung ausgebreitet, wie die Schrift es geziemlich hieß bei heiligen Anlässen.

Und sie hatte leckere Speisen bereitet, aus acht Hühnereiern und Fladen, in Öl gesotten, und dazu einen Krug Wein, vom Besten, den der Gastwirt hergab, aufgetischt. Und auch noch. kleine Kuchen in Sirup gebacken und scheidig von Rosinen.

Doch der Herr hatte nur eilig und achtlos von den Speisen genossen und dann hatte er sich wieder Maria zugewandt, die zu seinen Knien saß und keinen Handgriff getan hatte.

„Und Ismael?“, drängte Hanna, die schon vier- oder fünfmal angesetzt hatte zu dieser Frage, ohne beachtet zu werden.

Sie begehrte nur von Ismael zu hören, nur von Ismael.

Dem andern, dem sie ihr Leben verdankte, der sie wiedererweckt hatte aus dem irisblauen Schlummer, der ihr Todesschlummer hatte sein sollen, ihm gehörte ihr Herz nicht.

Ihr Herz gehörte allein dem Harfenspieler aus Abila, um dessentwillen sie nicht hatte erweckt werden wollen. O, wie wohl wäre ihr gewesen, wenn sie unerweckt gelblieben wäre!

Wie eine Krankheit wütete die Sehnsucht nach dem schönen fremden Harfenschläger in ihrer Brust. Es war viel schwerer an dieser Krankheit zu sterben als schnell und ohne Schmerzen an dem Kräutertrank aus gelber Alraunschale und dem giftsüßen Samen des Taumellolches, den sie damals heimlich getrunken, um den tiefen, traumlosen Schlaf zu finden, nach dem ihre ausweglose Sehnsucht schrie.

„Und Ismael?“, drängte Hanna. War auch er bei Maria gesessen? Hier auf dem Estrich? Oder dort vor der Fenster-

bank?? – Maria ist so schön ... so hellhäutig wie Alabaster ... hat Ismael sie ...? Zeige mir die Stelle, wo seine Knie –“

Jäh erschrocken hielt Hanna ein. Sie hatte Martha nicht kränken wollen und sah es doch dem verdunkelten Blick des stattlichen Weibes an, dass sie Ungehöriges ausgesprochen hatte.

„Auch du bist schön“, beeilte sich Hanna zu versichern, „– sehr schön bist du – dein Haar ist wie aus blankem Kupfer! – ich – ich meinte nur –, Maria hat Augen, die so ... hat Ismael in sie hineingeschaut? ... hat er sie ...?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Martha schroff und warf das safranfarbene Deckentuch, das sie gerade über das Lager hatte breiten wollen, als einen Knäuel darauf nieder. „Ismael war damals nicht dabei. Viel später erst. Er suchte nach dem Meister. Ich weiß nicht, wann es war. Es war eines Abends spät – jetzt entsinne ich mich. Ich stand draußen am Brunnen und schöpfte Wasser, als er kam. Die Mondscheibe lag wie eine große Münze im schwarzen Wasser meines Eimers, als ich ihn über den Brunnenrand hob. Ismael kam durch das Hoftor. Er lahmt. Aber er trug den Einer für mich ins Haus.“

„Hat er dich dabei angeschaut?“, drängte Hanna – hat er dich dabei berührt? – Ich meine, als er dir den Eimer aus den Händen nahm?“ Marthas Gesicht verzog sich in mitleidigen Spott:

„Du scheinst viel Sorge um ihn zu tragen, um diesen Ismael. – Ist er dir wohl versprochen? Vielleicht dein Bräutigam? Da hättest du ihn nicht so allein hinausziehen lassen sollen in die Fremde. Es tut nicht gut, wenn schöne Männer allein umherstreifen auf den weiten Landstraßen und in den Gärten – den Jungfrauen, die ihnen versprochen sind, tut es nicht gut –“

Verschmitzt lugte das schiefe Gesicht des Mondes durch die noch offene Haustür und glänzte in einer Lache verschütteten Wassers auf dem Ziegelboden.

So hatte es damals gegläntzt, als Ismael den Eimer aus Marthas Händen nahm ..., er musste sie dabei berührt haben ...

Und weiter suchte Hanna, suchte, ohne zu finden.

Die beiden Reiter hatten sich, des Weges und der Himmelsrichtungen unkundig, von einer Krümmung der Straße statt westwärts nordostwärts gewandt und waren in die unfruchtbare, unheimliche Öde der Wüste Juda geraten.

Immer unfruchtbarer, immer unheimlicher dehnte sich das trostlose Wüstengebiet vor ihnen, bald auch schon hinter ihnen und nach allen Seiten.

Die Maultiere schleppten sich mit tief herabhängenden Köpfen vorwärts, immer wieder strauhelnd und stolpernd und bis tief über die Fesseln versinkend im kalkigen Sande.

Der Weg, den sie zu verfolgen gemeint, war schon längst gar kein Weg mehr.

Sandwelle schob sich hinter Sandwelle, Sandhügel baute sich über Sandhügel, und die verzweifelt Umschau haltenden Augen brannten in Staub und trockener Sonnenhitze.

Sobald eine der Staubwellen, einer der Sandhügel mühselig erklommen oder erkrochen war, steckte man zwischen zwanzig neuen; Sandtäler hinter Sandtälern glühten ihre Dürre in die wolkenlose Unbarmherzigkeit des Himmels.

Nirgends, nirgends tat sich der ersehnte Fernblick auf bewachsene, bewohnte Ebene auf, den man sich von der qualvollen Anstrengung, die man für die letzte hielt, versprochen hatte.

Drei Tage und drei Nächte mochte die Not dieser Verlorenheit gewährt haben, als der Knabe Ruben in einer klaren Morgenfrühe, aus seinem Erschöpfungsschlaf auffahrend, den von Schweiß und Sand verklebten Kopf hob und gurgelnd aufschrie:

„Da – da –!“

Graublau wie Schwefelrauch breitete sich eine lange bewegte Fläche zu Füßen ferner, himmelhoher Gebirgswände!

Und wenn es auch nur das Salzmeer war, das asphaltige, salzige Tote Meer – es war Meer!

Und wenn es auch nur ein rauchgrauer Streifen unter entfernten Felswänden war, es war das Grau eines großen Gewässers und nicht mehr das unaufhörliche Sandgelb und blendende Kalkweiß der endlosen Wüste!

Es war die Rettung. Es war das Leben.

Und weiter suchte Hanna nach der Spur des Geliebten, der wie eine unheilbare Krankheit in ihrem Blut brannte – ihrem Blut, das sie für ihr Herz hielt.

Viele sind, die das tun.

Der Mohn in den Weizen- und Dinkelfeldern blutete und vertropfte sein Blut. Die Ackerbohnen wurden reif und die Hirse schoss hoch empor. Die immergrünen Oliven an den Straßenhainen und rings um Rahels Grab ließen ihre Blüten achtlos herabfallen. Denn es war dies ein fruchtbares Zwischenjahr zwischen zwei Erntejahren.

Die letzte Spur Ismaels hatte gen Jerusalem gewiesen.

Hanna und ihr Begleiter kamen zwischen den Kuppen der Ölbergkette von Nordosten her der Stadt zugeritten. Durch die Enge des Kidrontales, vorbei am trocknen Bett des nur im Winter fließenden Schwarzbaches; am Stein Scheleth vorbei, auf dem sich die grünen Schlangen sonnten und kaum die schmalen Köpfe emporhoben, um zu züngeln, als der übermütige Knabe Ruben mit der langen Gerte über sie hinkritzelte.

Auf der steinigen Straße, die von dorthier über die Stau-mauer der Stadt zuführt, klapperten die Hufe der Reittiere.

Und dann begann aufs Neue das Forschen und Fragen gassenauf und gassenab, in den Herbergen und vor den

Kaufhöfen, das der Knabe schon wie einen Psalmspruch auswendig kannte. Und dessen er sich oftmals geschämt hatte, wenn die vielen fremden Männeraugen gierig und neugierig die mädchenschmale Gestalt seiner unverschlei-erten Herrin abtasteten. Voll Staunen, wer der Vater dieser schönen und so schlecht behüteten Jungfrau sein möge? Der Vater – es konnte sicherlich nicht mehr lange währen, bis seine Nachforschungen sie eingeholt haben würden. Und was dann geschehen musste, malte Ruben sich nachts in blutrünstigen Bildern aus, die ihn um Schlaf und Vernunft brachten.

Am roten Siloahteich saß eine zahnlose Alte, die hatte auf Hannas Frage hässlich gelacht und dann mit dem dürren Arm, der wie eine erstorbene Wurzel aus ihrem schmutzstarrenden Lumpentuch hervorstach, nach einem flachen Dach inmitten der Unteren Stadt gewiesen.

Zwischen dem Jaffa- und Kerkertor, wo die Breite Mauer an die höhere Nordmauer stößt, hatten sich die Reiter durch eine enge Bruchstelle hindurchzwängen müssen.

Doch weder in der Unteren noch in der Oberen Vorstadt hatten sie mehr erkunden können, als dass sich ein Mann, auf den die Beschreibung halbwegs passte, einige Zeit lang bei den Käsemachern in der Steingasse aufgehalten habe. Die einen hatten ihn für einen Narren, die anderen für einen Besessenen gehalten.

Nein, eine Harfe trug er nicht mit sich – i wo denn, Besessenen gibt man doch keine Harfe in den Arm!

Unverständlich war, was er geraunt und was er gesungen hatte.

Wo er geblieben sei, wussten sie nicht zu sagen.

Vielleicht könnte einer der Wechsler oder der Taubenkrämer, die ihre Tische und Stühle im Tempel hatten, darüber Auskunft geben.

Sie kämen weiter umher; auch über die Totenstadt in den Felsen und über die Richter- und Königsgräber hinaus und noch viel weiter.

Die Wechsler wiesen die Frager an einen Zöllner hinter dem Benjamintor, und der Zöllner sie an ein lahmes Mädchen, das am Rand des Patriarchenteiches eine Ziegelhütte bewohnte, und von dem es hieß, sie warte auf einen Messias, der sie wieder gehen und tanzen lehren würde, und sie habe schon seinen Verkünder bei sich beherbergt.

Das lahme Mädchen wollte keinerlei Auskunft geben, als sie nach Ismaels Verbleib befragt wurde.

Sie kauerte auf einem dreifüßigen Schemel vor ihrer Schwelle, das kurze kranke Bein an sich gezogen, das andere, das viel zu lang schien und deshalb schuldig an der Bresthaftigkeit, von sich gereckt wie einen Krückstock.

Sie starrte Hanna mit bösen Augen an, als diese sich zu ihr niederbeugte und eindringlich auf sie einzureden begann.

Sie zuckte die spitzen Schultern unter dem feinen Häkeltuch, das gar nicht zu ihr und ihrer dürftigen Umgebung zu passen schien. Sie kniff die Lippen ein, um sie dann, wie eine grobe Entgegnung, weit vorzustößen, ohne dass ihnen ein Laut entschlüpfte.

Schließlich wies sie mit einer ungeduldigen Schulterbewegung die Gasse hinab, die von Mist und Strohsträhnen gemustert dalag und von Sperlingen überlärmte.

Sie wies nach dem Ziegeltor hin, das, der Gasse ein Ende setzend, die Dritte Stadtmauer durchbrach und wahrscheinlich nach Golgatha, dem Schädelfelsen hinausführte.

Das lahme Mädchen schüttelte den Kopf, als Hanna ihr eine Münze reichen wollte, als Dank und zur Ermunterung für weitere Auskunft. Sie bewegte das zu lange Bein, als wolle sie es wie einen Krückstock erheben und als Abwehr und Drohung gegen die Eindringlinge gebrauchen.

Dann zog sie das viel zu zarte Spitzentuch bis über die Oberlippe herauf. Es war kein Zweifel, dass sich nun nichts mehr aus ihr herausfragen lassen würde.

Hinter dem Ziegeltor, das auch das Scherbentor genannt wird, sanken die Maultierhufe tief ein in den fast flüssigen Lehm Boden. Zur Rechten, nach Sonnenaufgang, dehnte sich der Töpferacker, zur Linken kroch schmal und weiß die Landstraße nach Bethlehem durch das rötliche Gelände.

Hier vor den Toren Jerusalems verlor sich die letzte Spur des Gesuchten.

Alle Spuren müssen sich einmal verlieren.

## VON BROTRINDE ZU BROTRINDE

Fehlt dieser Geschichte der Schluss? Er fehlt nicht nur Geschichten. Noch ging unser Jahrhundert nicht zu Ende. Gottes Uhren gehen anders. „Zuvor“ und „später“ haben ihre eigenen Zeiger. Sie richten sich nicht nach der Sonne, sie richten sich nach – wonach wohl ...?

Über die Moosflechten der sibirischen Tundra fegt der Wind und stäubt Schneeluft bis in die Siedlungshütten der Salzbergwerke. Es ist nicht derselbe, doch der gleiche Wind, der durch die Hyänenschluchten des Sinai fährt und der die Aloeblüten liebkost, die am Fuß des Karmelgebirges aufbrechen. Er trägt die Wüste auf der Zunge, die Wüste im Herzen. Widerwillig zerzaust oder glättet er die gelben Grasbüschel am Drahtgitter, das die graue Männerbaracke von der grauen Frauenbaracke trennt. Zärtlich zerzupft er die immergrünen Fiedern der Thuja die über den wasserrreichen Jarkon hängen. Er summt Langmut; er summt Gleichmut; er summt uns ...

Es ist kein Wunder, dass Winde zu reden vermögen, tragen sie doch die Seufzer und Fragen mit sich, die Menschen seit abertausend Jahren in sie hineingeseufzt haben. Es ist auch kein Wunder, dass wir manchmal die Stimme des Windes zu erhören vermögen, sind es doch unsere eigenen Fragen und Seufzer, die er uns zuträgt.

Man kann froh sein, dass es dann und wann Sommer wird. Sommer sind am Rande der Tundra kürzer als anderswo ein Sonntag. Sonntage gibt es hier auch nicht. Man kann froh sein, dass der Aufseher Dimitri nicht so gehässige Augenschlitze hat wie seine Vorgänger, und dass manchmal ein Stück Knorpel in der Kohlsuppe schwimmt. Man kann

froh sein, dass ab und zu nach einem befohlenen „Bade“, dem Sichherumwälzen im Schnee und Eiswasser, der Barackengestank für eine Nacht etwas weniger beißend Kehle und Lunge anpöset. – Man könnte immer über irgendetwas froh sein, wenn man noch nicht zu müde dafür geworden wäre.

Müde ist ein zu sanftes Wort: ausgelaugt, ausgehöhlt vom Achtzehnstudentag in den Salzbergwerken, die den Horizont umklammern, vom kurzen Schlaf auf der knüppelhaften Pritsche im fadenscheinigen Mantel, der niemals am Leibe trocknen wird in der ungeheizten Baracke. Wer eine halbe Stunde unbeweglich liegt, um den ist er steifgefroren wie eine Tüte aus Packpapier. Schlaf ist ein sanftes Wort für dieses von Husten geschüttelte Sichherumwerfen von einem schmerzenden Hüftknochen auf den andern. Aber ab und zu wird es Sommer, sogar einmal in jedem Jahr; dann trocknet der Mantel. Ist das kein Grund, sich zu freuen?

Und er – einer der Ismaele – freut sich daran, wenn er sich frühmorgens als letzter in den Trupp einreihet, der zur Arbeitsstätte getrieben wird. Er versucht der letzte zu sein, das macht es manchmal möglich, sich der Schar der Arbeiterinnen ein wenig zu nähern, die sich hinter dem Drahtgitter der Frauenbaracke zum Abmarsch sammelt.

Sie, die seine Blicke suchten, sticht kaum aus der grauen, hoffnungslos verwahrlosten Masse ihrer Leidensgefährtinnen hervor. Es sind nur ihre Augen, die ihn auf sie aufmerksam machten. Augen, in denen die erbarmungslose Gegenwart nicht alles zuschütten konnte, was an Erwartung aus anderen Wanderschaften in ihnen lebendig blieb. Augen, die ihn an etwas erinnern, an das er sich nicht mehr erinnern kann. Seine Blicke suchen sie und finden sie. Seinen Händen ist es bisher nur ein einziges Mal gelungen, ihr eine Brotrinde zuzustecken, die er sich vom Munde abgespart

hat und seit vielen Nächten für sie bereithielt. Jede Brotrinde, die ihm zufällt, wird er für sie von nun an aufsparen. Ist nicht auch dieses ein Grund, sich zu freuen? Was bedeutet eine Brotrinde, steinhart geworden und nicht größer als ein Taschenmesser? Nicht viel, gewiss nicht viel. Aber man kann von ihr leben. Man kann durch sie vom Tode auferwecken. Eine Brotrinde, so steinhart sie sein mag, ist ein Stückchen von Gott.

Mehr als dieses haben seine Hände der fremden Frau nicht zustecken können. Und zu mehr als einem gemurmelten „Guten Morgen“ reicht die Möglichkeit nicht aus vor den Bajonetten der Wachmannschaft. Vielleicht wird ein halblautes und ebenso unsinniges „Gute Nacht“ möglich sein beim Heimtrieb aus den Bergwerken auf dem zertrampelten Vorgelände der Baracken. Die flüchtige Berührung der beiden ringlosen Hände in der Schwärze der Morgenfrühe muss sich ihre Gegenwärtigkeit bis in die Schwärze des Spätabends erhalten. Und ihre Bedeutsamkeit.

Beim Stolpern durch die nachtschwarze Frühe zum Höhleneinstieg der Salzbergwerke kommen Ismael dann und wann Worte in den Sinn, die er meint, irgendeinmal gehört oder selber gedacht zu haben. Sie jemals niederzuschreiben bleibt völlig undenkbar, sie lautlos vor sich hinzudenken muss Freude genug sein:

*Manchmal ist Gott die Oase,  
eine Fata Morgana.  
Und manchmal der Schrebergarten,  
der Krokusse trägt.*

*Manchmal ist Gott unser Wegziel,  
den Augen entzogen. –  
Und manchmal der Stecken, des du*

*zum Wandern bedarfst.  
Manchmal ist Gott Majestät  
auf hochherrlichem Throne.  
Und manchmal dein Wandergefährte  
und reicht dir die Hand.*

*Manchmal ist Gott ein Fixstern  
und manchmal ein Lämpchen,  
das du entzündest, wenn's Nacht wird. –  
Ist dieses nicht mehr?*

*Manchmal ist Gott ohne Gnade.  
Und manchmal die Kruste  
steinharten Brotes, die uns  
vor dem Verhungern bewahrt.*

Zu Gesprächen wird es niemals langen, aus vielerlei Unmöglichkeiten nicht. Doch vielleicht sind es die ungesprochenen Gespräche, die das eigentlichste Leben haben? Der Wind nimmt sie einem ab, sogar der eisige Tundrawind, der mit den immergelben Grasbüscheln zwischen der Männer- und Frauenbaracke spielt als wären es Seelen.

Aus Staunen und Zustimmung, aus Frage und Antwort, die nicht mehr als Gegenfrage ist, bestehen Gespräche über der baumlosen Tundra – aus Gedankenfetzen und Erinnerungssplintern. Hie und da fehlt ein wesentliches Bruchstück zwischen Frage und Frage. Und doch kann man froh sein, dass der Wind das Gespräch aufnimmt, für das die Lippen zu mutlos wurden. So auch dieses:

„Erinnerungen sind nicht entwertet, wenn sie erlöschen: ihr Ertrag bleibt bestehen.“

„Suchst du deshalb nach mir mit deinen verwitterten Abendaugen, wenn wir zur Arbeit getrieben werden und wieder heim getrieben von einer Hölle zur andren.? Es gibt

nichts, was mir weher tut als Erinnerungen.“

„Wehtun ist nicht, was sie wollen; sie wollen etwas anderes von uns, sie wollen sehr viel.“ „Was weißt du von ihnen?“

„Das kleine Moosbüschel neben dem Eingang – gib acht, dass du nicht darauf trittst! Es will nicht zertreten werden, auch wenn es bloß Moos ist und keine Herbstzeitlose.“

„Wie viele Mütter mögen sich die Augen um uns ausgeweint haben, damals, als wir lebten, und damals, als wir starben –“

„Ja, Sterne sind uns gestorben und Kinder sind uns gestorben, bevor sie gelebt haben. Es ist nicht leicht zu verstehen und nicht leicht zu erfüllen, was sie von uns wollten, wir müssen es dennoch versuchen.“

„Warum kam dein Weg auf den Brunnen zu, an dem ich gewartet habe? Ich will nicht mehr warten auf einen, der wieder fortgeht.“

„Alle Wege führten auf Brunnen zu in jenem Lande ... in jedem Lande. Das spärliche Wasser aus Schläuchen schmeckt nicht nach Brunnen und Himmel, es schmeckt nach Händen.“

„Deine Hände waren mein Himmel ... ich habe Vater und Mutter verraten, um in den Himmel zu kommen.“

„Auch Liebe lässt sich nicht in Schläuche füllen, auch Gedanken nicht und am wenigsten Gott. Er hat keinen Raum in ihnen, er fließt über und versickert im Sande.“

„Warum bist du nicht zurückgekommen, nicht zum Brunnen und nicht zum Terebinthenhain auf unserer Reise, nicht nach Ninive und nicht in die Küche in Frankfurt?“

„Niemals kommt man dorthin zurück, von wo man sich trennte. Zurück – das liegt nicht am Jordan und nicht am Main, an keinem Ufer des Damals. Es liegt immer vor uns; sehr weit vor uns, und man muss das Versprechen halten, das man einem Kinde gegeben hat.“

„Deinem Kinde, Ismael? Welches Versprechen? Ich aber durfte niemals ‚unser‘ sagen, weder zum Himmel noch zur Erde, noch zum Teich, aus dem ich meinen Tod trank ...“

„Den Tod kann keiner sich nehmen, auch wenn er es täte. Aus dem Flussbett des Schicksals entlässt uns ein Tod nicht.“

„... und doch war er bitter wie Schlamm, wie Alraunschale, wie Schlaftabletten.“

„Du kannst dich selber nicht überspringen, wie du auch dich selber nicht zu segnen vermagst. Deshalb ist dursten besser als nicht dursten und suchen besser als nicht mehr suchen. Jede Sehnsucht führt weiter, und nichts von uns geht verloren auch keiner dem andern.“

„Mir bist du verloren gegangen, immer wieder verloren.“ „Ich war nicht einer, Geliebte – ich war sehr viele.“

„Und doch habe ich ‚wir‘ sagen wollen und ‚unser‘. Wir und unser müssen wir *sagen* dürfen, um zu bestehen; die Worte bloß *denken* dürfen ist viel zu wenig.“

„Und die Brotrinde, die ich dir gab? Mehr hatte ich nicht, dir zu geben.“ „Ich weiß, du gabst viel, du gabst mehr als du hattest –“

Die Frau hebt die Stirn in die nachtschwarze Zugluft, die durch die aufgerissene Tür auf sie zustürzt: „Werden wir jemals im Leben ... wann werden wir *wir* sein dürfen?“ „Im Suchen, Geliebte, nicht anders – aber im Suchen ...“

So redet die Stimme des Windes über der baumlosen Tundra, wenn der Sommer, der kurz wie ein Sonntag war, verblutete, und die bissige Kälte aufs Neue durch alle Ritzen der dünnwandigen Baracken gekrochen kommt. – So reden die Ismaele, die daran glauben, dass jedes Leben eine Frage ist, die einmal Beantwortung findet, wenn wir nur zu ihr unterwegs bleiben – von einer Brotrinde zur andern.

## BRUCHLANDUNG IN DER WÜSTE

Es wird sich dieses etwa zur Mitte des 21ten Jahrhunderts zutragen. Oder früher schon. Es kommt nicht auf das Jahr an. Was gibt es Gleichgültigeres und Ungültigeres als Jahreszahlen, mit denen die Menschen gleichgültige Begebenheiten und ungültige Zeitstrecken zu messen und ermessen meinen.

Erlebnis bleibt unermesslich. Von fernher gesehen gerinnen gestern und heute, gerinnt Vergangenes und Zukünftiges zur gleichen Sekunde, die einmal war und einmal sein wird.

Es wird Wüste um sie sein. Eine Weile werden die Leute im Sande herumstelzen.

Rosafarbene Hände und bronzebraune über die Brauen deckend, werden sie von den Horizonten Anregungen erwarten, um sie in Unterhaltung umzusetzen.

Und dann werden sie den Knochen finden.

„Pah! – der Knochen eines Kamels“, sagt jemand, der aussieht als wenn ‚Pah‘ sein Lieblingswort wäre. „Oder der Knochen eines Propheten“, schränkt ein anderer die Geringschätzung ein: „Es kann sehr wohl ein Prophet hier liegen, wenigstens einer der kleinen Propheten.“

„Es ist im Grunde das gleiche: Kamel oder Prophet“, stellt ein behäbiger Mann fest, der sich, wohlbeleibt wie ein Satrap, auf einer Bodenerhöhung niedergelassen hat, um leichter wieder aufstehen zu können. Und er schickt sich an, eine Handvoll heißen Sandes über – den Fund zu werfen.

Das werden die Übrigen nicht zulassen: Dieser Knochen, den man fand und von dem man nichts weiß, ist immerhin ein Ereignis. Nicht alle Tage ist man in einer Wüste

notgelandet. Nicht alle Tage findet man etwas, über dessen Vergangenheit man sich im Unklaren bleibt.

So wenig Not ist in dieser Notlandung, dass man es nötig hat, jede Zerstreung willkommen zu heißen.

Anderthalb Stunden wird man hier im brennendweißen Sande, mit nichts als einem Knochen zur Unterhaltung, vorlieb nehmen müssen.

Ein Breitbeiniger mit den durchdringend hellen Augen eines Schiffskapitäns wird um sich blicken, auf einen nach dem andern, als wenn er ihn heuern wolle; für eine Fahrt ins Blaue, eine Fahrt nach Ithaka ... Und die Angeschauten werden meinen, ihm irgendwelche Rechenschaft schuldig zu sein. Wieso denn?

Sie wenden die Aufmerksamkeit wieder anderen Reisegefährten zu:

Ein älterer Herr mit weisen Eulenaugen weiß über alles Bescheid und glaubt daran unfehlbar und unbelehrbar wie ein Synagogenvorsteher.

Der mit dem spöttischen Schimpansengesicht dagegen hat keinen Glauben nötig, weil er noch sehr jung ist und Mechaniker von Beruf. Er kauert nachlässig, die robusten Finger um ein hochgestemmt Knie gekrallt, und ärgert sich über den Predigerton des Eulenweisen.

Ein Mädchen, mehr Puppe als Circe, mit einem Munde so klein wie ein Knopfloch, findet Ursache über alles zu kichern.

Einer mit grauen Augen, grau wie Landstraßenstaub oder wie Regenwolken, der ein Ismael oder ein Dichter sein mag, wird die Hand nach dem Knochen strecken, als habe er ein Recht darauf, während der Beleibte, der in seinem Fett steckt wie in stolzer Satrapenpracht, darauf bestehen wird, dass zwischen Kamel und Prophet kein Unterschied ist. Im 21ten Jahrhundert jedenfalls nicht mehr!

„Und wahrscheinlich sind sie allesamt verdurstet, weil sie zu wenig Wasser in den Schläuchen hatten. Sie haben früher immer zu wenig Wasser in ihren Schläuchen gehabt.“

Was das Knopfloch veranlassen wird, ausgiebig Beifall zu kichern.

Ismael wird von der kichernden Puppe ein wenig fort und näher an eine Frau heranrücken, deren gesenkte Wimpern ihm etwas vorzuenthalten scheinen, worauf er ein Anrecht hätte – eine nicht zu Ende gelebte Legende ...

Nein, sie werden beide sich an nichts mehr erinnern können, auch aneinander nicht.

Auch an den Dornbusch nicht, dessen knabenschmaler Gestalt es nicht gegeben ist, Schatten der Erquickung zu spenden:

Ein Bocksdom vielleicht oder ein Kreuzdom oder Wildbecherkraut? Wer kennt sich bei diesen Wüstenbewohnern aus!

Allein der mit den Eulenaugen wird auch über ihn Bescheid wissen:

„Ein Hennastrauch ist es aus der Familie der Nachtschatten. Schon an den Finger- und Fußnägeln ägyptischer Mumien hat man die gelbrote Schminke gefunden, die aus der Rinde und den Blütenrispen dieses Strauches gewonnen wurde.“

Dass dieses Gestrüpp hier schon seine dreitausend Jahre alt sei, könne man an der Verknöcherung der Äste und der Verhärtung der einstigen Dolden errechnen, die jetzt an unbrauchbar gewordenen Radiergummi erinnern.

Also wuchs er hier schon zu Hagars Zeiten, wird die Frau denken: Wie viel Durst hat er mit angesehen, wie viel Geschöpfe Gottes verendeten hier. Sie wird ihren Arm nach dem Strauch strecken und mit der Fingerspitze einen Dorn

betasten, in einer Art Liebkosung, so sinnlos wie unerwidert.

Über den winzigen Blutstropfen auf ihrer Fingerspitze hinweg wird sie sich an Ismael wenden, dessen Augen auf ihr ruhen wie Abende auf den Blättern eines Buches, ohne zu wissen, worauf sie ruhen.

Und dies ist, was sie zu einander sprechen werden, in einem Gespräch, dessen Ende in seinen Anfang mündet.

Auch die Wüste, wo sie anfängt, ist noch nicht Wüste ...

„Geht es Ihnen auch so?“, wird sie fragen. Und er wird zustimmen:

„Ja.“

„Dass es so viel Sand gibt! Mich macht es untröstlich, dass es so viel Sand gibt. Wenn es doch Asche wäre, oder Knochen –“

„Es wäre vielleicht das Gleiche“, wird er beschwichtigen und ohne Zusammenhang fortfahren: „Sie verwechseln es: Nicht der Sand ist es, der Sie bedrückt, es sind Ihre Ringe.“

„Meine Ringe? Wieso meine Ringe?“

Es sind nicht dieselben, die das Mädchen Thamaritha einst trug, doch die gleichen. Ringe behalten ihre Ansprüche und ihre Gewalttätigkeit über die Jahrhunderte hinweg; genauso zählebig wie Riten und Glaubensartikel, deren Gehalt längst verloren ging. Sächliches überlebt Menschliches.

Ihre Hand wird das Abwegige seines Einwurfs ablehnen – eine traurige Bewegung, eine Blume, die den Kopf hängen lässt:

„Ich meine es anders: Weil so viel Sand ist, wird alles zugedeckt – was war und was ist und was werden könnte. Besonders die Gefühle. Man reicht mit ihnen nicht mehr dorthin, wo man hin möchte. Die ändern –“, sie wird mit den Wimpern auf jenen weisen, der so jung ist, dass er keinen Glauben braucht und auf den Breitstämmigen mit den

Seemannsblicken: „Die andern reichen dorthin, wohin sie wollen. Oder sie wollen nur das, was ihnen erreichbar ist. Wenn es noch so wenig weit ist. Hören Sie nur, wie sicher die ihrer selbst sind!“

„Nur Kamele verdursten“, wird einer von ihnen feststellen, „Propheten haben etwas in sich, was sie unerschöpflich macht.“

„Im Gegenteil!“ Den Widerspruch erhebt einer mit verdüstertem Judas-Ischariothblick: „Sie verwechseln es: Gerade Kamele haben solche Speicher in ihren Bäuchen. Die ersten, die verdursteten, waren von je die Propheten, weil sie sich zuerst verausgabten. Habe ich nicht Recht?“

Der Knopflochmund wird seine Zustimmung herausprusten und ein dünner Jüngling, der ein wenig abseits auf seinem Gepäck sitzt, wird dünn dazu lächeln.

Er nimmt nicht Teil am Unsinn der Übrigen, weil er kleine Skizzen von Ewigkeitswert in sein Taschenbuch zeichnet mit sicheren, grundsätzlichen Strichen: eine Tragfläche, ein Knopfloch, einen Knochen und eine Hennadistel. Wie Notizen. Mit Notizen lässt sich vieles bekräftigen oder entkräftigen, dokumentieren oder unschädlich machen.

„Sind Sie ein Dichter?“, wendet sich die Frau unvermittelt an Ismael, als sie seinen Blick den Knochen streicheln sieht, als wenn er ihn für die Hand seiner Mutter hielte.

Ihre eignen Hände liegen ungestreichelt übereinander, der Ringe müde, die ihr mit einem mal tatsächlich entwertet dünken.

„Ein Dichter – ja, manchmal glaube ich es. Und dann bin ich maßlos glücklich.“

„Wann ist das?“ Sie erwartet in seiner Antwort etwas von sich zu finden, wenn auch nur ihr Lächeln, von dem ihr jemand einmal sagte, dass sie offensichtlich keine Gewalt darüber habe, es entlaufe ihr wie ein ungehorsames Kind.

„Wann sind Sie maßlos glücklich“, fragt sie, während ihr ungehorsames Lächeln seiner Antwort entgegen springt.

„Wenn mir Gott entgegenkommt zwischen den Maulwurfshügeln.“ Er hebt das Kinn wie um Ausschau zu halten. Dann senkt er es – wieder: „Und manchmal glaube ich ein Dichter zu sein und bin maßlos unglücklich.“

„Wann ist das?“ Auf's Neue hofft sie, dass seine Erwiderung etwas von ihr enthalten werde, wenigstens das, wodurch sie ihm fern ist.

„Wenn mir Gott nicht entgegenkommt zwischen den Maulwurfshügeln.“

Sie verbirgt ihre Enttäuschung:

„Würden Sie mir nicht etwas sagen – sicher kennen Sie diese oder jene Verse auswendig?“

Er schaut sie an. Er schaut durch sie hindurch. Er schaut in eine Ferne, die weit über ihr Fernsein hinausreicht:

*„Aus einem Handvoll Worte greif dir zwei –  
schon zwei genügen, um sie zu verwechseln.  
Nimm ‚Herbst‘, das Wort und halt es dir ans Ohr –  
Es weint darin, du kannst es nicht verhindern.  
Nimm ‚Glück‘, das Wort, und halt es dir ans Herz:  
Es weint darin, du kannst es nicht verhindern.  
Doch wenn du's aufbrichst, findest du in ihm  
nur Saft, nicht Kern. Der Kern fiel in die Herbstzeit.“*

„Ich müsste länger darüber nachdenken“, weicht sie, einer vermeintlichen Erwartung zuvorkommend, aus. „Muss man über alles, was Sie dichten, nachdenken?“

„Nein“, lächelt er nachsichtig. „Ich werde jetzt etwas sagen, worüber Sie nicht nachzudenken brauchen.“

*„Manchmal ist alles Gedicht: der fallende Regen am  
Fenster  
das Porzellan auf dem Tisch und die Freundschaft der  
Frauen,  
das, was du aussprichst, Geliebte, und das was du  
still bist,  
das, was wir nicht sind im Wandern der Traurigkeiten.  
Manchmal ist alles Gedicht: der Tod und der Regen.  
Manchmal ist alles nur Regen – kein Schlafmittel zwingt  
ihn zu Ruh –“*

Er schweigt. Er will ihr Zeit geben, einzuwenden, dass die letzte Zeile nicht zu den andern gehöre. Er möchte ihr erklären, dass dieser Einwand nur sprachlich, nicht inhaltlich begründet sei. Und dass es Zeilen gibt, die sich uns so hartnäckig aufdrängen, dass wir schließlich ihre Hartnäckigkeit für ihre Berechtigung halten. Statt des Einwandes erhebt sie eine kindlich schwächliche Frage – ein kleines Mädchen lässt die zu kostbaren Ringe, die jemand anderem gehörten, von seinen Fingern gleiten.

„Ist es schwer zu dichten?“, fragt das kleine Mädchen, um auch über diese Verse kein Urteil fällen zu müssen.

Er lacht auf – einem kleinen Mädchen kann man nicht ernsthaft antworten.

„Nein, sehr leicht“, lacht er. „Der ganze Himmel hängt voller Gedichte. Man braucht sie nur abzuschreiben. So leicht haben es die Dichter, wussten Sie das nicht?“

Ihre schmalen ungläubigen Augen verneinen.

„Doch“, widerspricht er. „Man braucht es nicht zu glauben, aber wenn man es glaubt, findet man die Urschrift überall: in jedem Dornbusch, in jedem Knochen, in jedem Kuss, ob er geküsst oder nicht geküsst wurde –“

Nun hat er sie endlich doch einbezogen in seine Ant-

wort! Sie verlangt nicht mehr als das. Geküsste oder ungeküsste Küsse – gleichviel –, nur nicht so viel Sand um sich haben, so viel Sand?!

„Glauben Sie an Seelenwanderung?“, fragt sie unvermutet, ohne ihn anzusehen.

Über so viel Kindlichkeit muss er wiederum auflachen. Als wenn sie gefragt hätte: Glauben Sie an Karusselle?! Wie wenig sie zu wissen scheint, trotz ihrer Augen, die der Naivität widersprechen. Ist sie bloß eine verwöhnte kleine Marie Antoinette, die nur Kuchen gekannt hat und noch kein Schafott?

Solche Frage kann nur stellen, wer noch nie vor einem Schafott stand.

„Ob man glaubt oder nicht – man steckt bis zum Halse, bis zum Selbstüberdruß drin. Das ungelöste Problem der Seelenwanderung bleibt: Ob man von einem zum andern um einen Kilometer Weges vorwärts gekommen ist? Diese Frage allein entrollt ihre ganze Fragwürdigkeit und macht auch mir noch zu schaffen.“

Sie blickte ihn an, als hätten seine Worte den Sand fortgeweht, alle Welten aus Sand:

„Wie schön zu wissen, dass auch Sie darinnen sind, wenn – wenn ich –“

Also hat sie doch schon den Weg beschritten, der zum Schafott führt:

„Jeder Glaube ist Aberglaube von seiner Geburt her. Glaube, der mehr wäre, muss erst noch geboren werden. Vielleicht kann die Erde sein Geburtsort nicht sein, weder Heliopolis noch Bethlehem.“

Ihre Antwort ist nur ein Seufzer, über den er hinweghört:

„Aber Glaube – ja, ich meine auch Aberglaube – muss sein, um beten zu können. Ein Leben, das kein Gebet war, war eine Fehlgeburt. Die Welt ist voll Fehlgeburten.“

„Wie soll man denn beten können, ohne zu wissen: wohin? Ohne den Namen zu kennen, zu dem wir –“

„Sind es nur die Namen, die uns fehlen?“, wird er fragen. „Ist es nicht mehr? Wir selber? Das meiste von uns?“

„Das verstehe ich nicht.“

„Zu verstehen ist es auch nicht. Nur zum Erleiden.“

Als besänne er sich auf etwas, woran er lange nicht mehr dachte, wird er die Worte vorsichtig hervorholen:

„Es ist gewiss nicht die ganze Seele, die wandert – wenn sie es schon wurde, hat sie es nicht mehr nötig. Es sind nur ihre Scherben, ihre Unzulänglichkeiten, herumirrende Seelensplitter. Wie in einem Kaleidoskop: Immer wieder entstehen neue kleine Sternbilder aus den gleichen Splintern.“

„Das wäre trostlos. So trostlos wie dieser Sand, dieser viel zu viele sinnlose Sand.“

„Nichts ist trostlos, wenn man es anders ansieht.“

„Wie denn anders?“ Sie deutet mit den Wimpern wieder nach dem Geplauder der Nachbarschaft: „Meinen Sie, wie die dort drüben?“

„Nein, anders. Wie Zwei, die sich reimen ...“

Sie ist jäh errötet, als wäre sie wachgeküsst worden. Das Wort ‚reimen‘ klang als wenn er ‚lieben‘ gesagt hätte.

„Halten Sie viel von Reimen?“

„In Gedichten nicht. Da sind sie überflüssig oder irreführend, Menschen, die sich reimen dagegen – das ist wie ein – ein Wiedersehn.“

„Es muss schon lange her sein, seit – Was kann nicht alles geschehen sein zwischen Sehen und Wiedersehen ...“

„Gewiss. Und je mehr umso besser!“

Jedes Leben ist eine Frage an Gott. Nach Gott. Ismaele glauben daran, dass sie einmal Beantwortung finden werden.

Immer wieder glauben sie: „Jeder Mensch ist eine Frage“, versucht er es sich und ihr zu erläutern: „Gott ist uns bisher die Antwort auf uns schuldig geblieben, tausend Antworten. Wer aber fromm ist – fromm sein bedeutet: Gottes Schuld auf sich nehmen –, wer fromm ist, meint, dass es an uns sei, uns selbst zu beantworten. Das ist der Ursprung aller Heilslehren.“

Sie schüttelt nur den Kopf, sie kann oder sie möchte ihm nicht folgen.

„Jeder Mensch – eine Frage –“, wiederholt er. „Ein Sandsturm weht sie zu, ein anderer Sandsturm weht sie wieder auf. Sandstürme wandern, Samenstaub wandert – warum nicht auch Seelen? Warum nicht auch – Gott? Ein Sandsturm weht ihn zu, ein anderer Sandsturm weht ihn wieder auf. Im Anfang war ... Was war im Anfang? Ich habe es vergessen. Ich hoffe: mehr als bloß Wasserstoff. Jedenfalls ist es einfacher und erfreulicher, am eigenen Anfang stehen zu bleiben – ‚Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm‘ ...“

Sie blicke von ihm zu jenem hinüber, der über alles auf das Genaueste Bescheid weiß und der gerade äußerte, dass Mohamed zwar ein Prophet, doch kein Seher und kein Heiliger gewesen sei. Die aus dem Alten Testament dagegen seien Seher und Heilige gewesen und deshalb ohne Weltmacht geblieben.

„So viel zu wissen und so fest zu glauben“, flüstert sie, „das muss sein, als ob man auf einem Felsen stünde statt auf Sand; wenigstens auf einem Erdhügel. Vor Sand graut mir!“

„Und wenn die Wüste aus Gold wäre statt aus Sand, was wäre damit gewonnen für – für unsere Seele? Ich halte vom Suchen und Sich-Sehnen mehr als vom Nichtmehrsuchen, weil man glaubt, den Schlüssel zum Himmelreich schon in der Tasche zu tragen.“

Er würde ihr gern über die Hand streichen, wenn sie es nicht falsch auslegen könnte. Mehr hat er sich nicht von ihr versprochen, keine gemeinsame Himmelfahrt.

Doch er wird sie auf seinen kleinen Erdhügel heraufziehen können, wenn er beide Hände zu ihr hinabstreckt. Solch bescheidene Handreichung ist eine Notlandung wert. Auch Notlandungen haben sicherlich ihren Wert, wenn uns auch ihre Valuta noch fremd ist:

„Wir dürfen aus dem, was war, weder Fluch noch Flucht noch unser Verhängnis machen. Früher meinten die Leute, man müsse eine bestimmte Konfession haben, so wie man gewisse Kinderkrankheiten gehabt haben müsse. Heute weiß man, dass jene einst unumgänglich erschienenen Kinderkrankheiten auf Unwissenheit beruhten. Wir können erwachsen werden, auch ohne Masern gehabt zu haben. Es gibt verschiedene Mittel und Möglichkeiten, die Heilung und Wachstum fördern.“

„Nennen Sie mir eines!“, bittet sie.

„Erinnerung.“

„Woran?“

Immer noch hofft sie auf das Wunder, das Sand in Wasser und Wasser in Wein verwandelt werden könnte.

„Wenn man genügend Erinnerung erworben hat, ist man frei.“ Wird er zuversichtlich versprechen.

„Frei – wovon?“

„Ich von mir und Sie von sich. Nur darauf kommt es an.“

„Aber“, jetzt lächelt er: „nicht ich von Ihnen ...“

Sicherlich hat er dies bloß als Scherz gemeint; auch ein Scherz kann streicheln.

Eine Weile werden sie schweigen. Auch Küsse, die nicht geküsst, nur gelächelt werden, brauchen ihr Schweigen.

„Wenn wir genügend Erinnerung gesammelt haben“, wird er nach einer Weile fortfahren, „füllen wir mit ihr den

Boden unter uns auf. Und der Boden steigt. Es dauert sehr lange. Denn von so manchem Erleben bleibt nichts oder nur ein Häufchen Asche zurück. Der Boden steigt sehr langsam – und wir auf ihm. Bis wir schließlich über den Rand – über den Grubenrand blicken können.“

„Und was dann?“

„Das werde ich Ihnen vielleicht nach abermals 500 Jahren sagen können.“

Sie ist nicht getröstet:

„Widerspricht dieses Bild von der Grube, die wir mit Erinnerungen ausfüllen sollen, nicht dem von den Seelensplittern, aus denen wir unsere kleinen Sternbilder zusammensetzen?“

„Gewiss. Alles widerspricht sich. Auch wir.“

Sie wendet den Kopf enttäuscht nach der Seite zu den fröhlichen Anderen hinüber:

„Ach, Sie bewegen sich bloß in Widersprüchen. Und ich hatte gehofft: in Hoffnungen!“

„Was haben Sie gegen Widersprüche? Sicherlich gibt es von Ihnen Fotos, auf denen Sie sich als nackter Säugling auf einem weißen Fell von Heideschnucken aalen. Und dann wahrscheinlich welche, auf denen Sie als kühle Ballkönigin oder kühne Sportlerin in schickem Tennisdress auf Verehrer und Pokale herablächeln. Widersprechen sich diese Bilder etwa nicht! Und liegt darin ein Grund zum Traurigsein?“

„Mich macht alles traurig, was mich an Sand erinnert. Ein Sandkorn zu sein ist trostlos. Sandkörner können sich in nichts andres verwandeln.“

„Sagen Sie nicht: verwandeln, sagen Sie: dienen. Und das gerade kann der viele Sand, der Sie bedrückt. Ich habe einen Freund in Teheran, der die Wüste, von der es dort fast so viel gibt wie hier, für die Geburtsstätte aller Begnadungen hält. Jeder Moses, jeder Prophet ist aus der Wüste ge-

kommen; alle Heiligen, alle Heilande gingen in die Wüste, um zu sich selber zu finden, zur Kraft für ihre Berufung.“

„Und was ist damit bewiesen?“

„Der Sinn des Sandes.“

Er streckt die Hand noch einmal nach dem Knochen aus, der neben seiner Schuhsohle liegt und der den Übrigen mittlerweile langweilig geworden ist.

Er streichelt über ihn hin, als wäre es der Handrücken seiner Mutter.

„Alles ist Abschied“, sagt er, ohne sie anzusehen, „und doch dürfen wir niemals ‚Aufwiedersehn‘ sagen. Erinnerung kann unseren Blick nicht erwidern, noch wir den ihren. Zum Wiedersehen braucht es unserer Augen nicht, nur unserer –“

Er findet das Wort nicht, das er meint. Vielleicht ist das Wort noch nicht in unserer Sprache aufgegangen?

Die Frau sucht sich noch einmal gegen das, was sie für seine Entsagung hält, aufzulehnen.

„Und doch könnte alles immer ganz anders enden. Es geschieht nichts, was nicht ganz anders enden könnte. Oder gar nicht enden.“

Man wird den Sand zwischen ihren Fingern und Silben rieseln hören, lautlos rieseln, während sie es sagt. Er wird schweigen.

„Ich dachte, Sie könnten mir helfen –“ Ihr tonloser Vorwurf tastet ein letztes Mal nach seiner Teilnahme – „und stattdessen führen Sie mich immer tiefer in die Wüste hinein.“

„Das gehört dazu.“

„Wozu?“

„Zum gelobten Lande. Zu uns. Zum Sinai und zum Genezareth.“

„Ja, gibt es die dennoch?“

„Wären wir sonst hier? Alles gibt es, woran wir glauben.“  
„Glauben Sie das wirklich oder haben Sie es nur mir zum Trost gesagt?“  
„Wäre das denn schlimm?“  
„Schlimm nicht, aber kein Trost mehr.“  
„Und ich meinte: gerade dann.“  
Mit stockender Stimme versucht sie ein Fazit zu ziehen:  
„Vielleicht – vielleicht kann auch keiner einen andern, kann jeder nur sich selber trösten.“  
„Nein!“, widerspricht er heftig. „Keiner kann sich selber trösten, wie auch keiner sich selber segnen kann. Das können nur jene, die aus der Wüste zu uns kommen.“

Ein Wind wird plötzlich über ihre Schläfen streichen, so besänftigend, als wenn er sich aus den toten Dolden des vieltausendjährigen Hennastrauches erhoben hätte ... oder aus den ewigjungen Quellen des gelobten Landes oder aus der unendlichen Ferne, die an das Herz grenzt ...: „... also doch ... also doch ...?“

Wer dieses zu seufzen oder zu fragen oder zu lächeln versucht, wird nicht zu erkennen sein. Auch nicht, wer die Antwort findet.

Vielleicht wird es die Wüste selber sein, die antwortet? Obwohl nichts in ihr ist, das die Fußspur von Ismael aufzeigt oder an die große Traurigkeit der kleinen Orpa erinnert ...

... Du hast nicht umsonst gelebt – auch du nicht – auch du nicht –

Nur ist das Wort noch nicht für uns aufgegangen, in dem ‚Aufwiedersehn‘ schon ein Tautropfen mehr als Nacht ist. –



## EDITORISCHE NACHBEMERKUNG

Die ersten Entwürfe des Romans *Alle Ismaele* von Gertrud von den Brincken (1892–1982) gehen auf die Nachkriegsjahre zurück, in denen auch die beiden Gedichtbände *Stimme im Dunkel* (1949) und *Heimwehbuch* (1950) sowie das Schauspiel *Die Sintflut steigt* (1951) entstanden. 1945 hatte Gertrud von den Brincken durch die politisch motivierte Umstellung der Franckh'schen Verlags-handlung in Stuttgart auf die alleinige Edition von Sachbüchern ihre Verlagsheimat verloren, in der zuvor ihre deutsch-baltischen Romane *Unsterbliche Wälder* (1941) und *Niemand* (1943) sowie ihr sechster Gedichtband *Unterwegs* (1942) in mehreren Auflagen erschienen waren. Nun wandte sie sich 1951 Rat suchend an Werner Bergengruen, mit dem sie seit ihren Mitauer Jugendjahren in Briefaustausch stand, da ihr viel an dem Romanexperiment *Alle Ismaele* lag, einer literarischen Thematisierung der ewigen Sinn-suche des Menschen. Werner Bergengruen äußerte sich durchaus positiv zum literarischen Gehalt des zugesandten Manuskripts, meinte aber, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl kein Verlag zu finden sein werde, der eine so komplexe Romangestaltung in sein Programm aufnehmen werde.

Und er behielt darin durchaus Recht, denn trotz vieler Umarbeitungen und Verfeinerungen am Manuskript war auch in den kommenden Jahrzehnten kein Verleger bereit, das Risiko einzugehen, ein solches Romanexperiment zu veröffentlichen. Der Roman besteht ursprünglich aus zwei ineinander verflochtenen Gedankensträngen: zum einem den titelgebenden verfremdeten biblischen Erzählungen der vielen Ismaele, an deren Schicksalen Sinnfragen des menschlichen Lebens aufbrechen, und zum anderen der Folge von Lebensstationen eines jungen visionären Dichters, der später eine Karriere als erfolgreicher Journalist durchläuft, jedoch schließlich durch einen Unfall auf die letzten

existentiellen Fragen nach dem Sinn menschlichen Lebens zurückgeworfen wird.

1971 veröffentlichte der älteste Sohn von Gertrud von den Brincken, Dr. Wieland Schmied, damals Direktor der Kestner-Gesellschaft in Hannover, zum 80. Geburtstag seiner Mutter fünf der Ismael-Erzählungen zusammen mit sechs Bildern seines Freundes, dem Maler Arik Brauer aus der Wiener Schule des Phantastischen Realismus, unter dem Titel *Ismael. Fünf Fragmente. Mit sechs farbigen Radierungen von Erich Brauer* im Verlag Glock und Lutz Nürnberg. Dieser Band, der in der Reihe „Nürnberger Liebhaberausgabe“ erschien, war bald vergriffen.

Im letzten Jahrzehnt ihres Lebens konnte Gertrud von den Brincken noch eine Reihe ihrer Dichtungen herausbringen, u. a. den lyrischen Zyklus *Judas Ischarioth* (1974), das Hörspiel *Wasser der Wüste* (1975), die autobiographischen Aufzeichnungen *Land unter* (1976), den große Lyrikband *Wellenbrecher. Zweistimmige Lyrik* (1977) und schließlich zum 90. Geburtstag ihren letzten deutsch-baltischen Roman *Nächte* (1981).

Nach dem Tod von Gertrud von den Brincken am 17. November 1982 galt es zunächst, ihren Nachlass mit den vielen noch unveröffentlichten Gedichten und Manuskripten zu sichten und mit befreundeten Autoren und Editoren herauszubringen. 1992 veröffentlichte Winno von Löwenstern im Doppelband *Gezeiten und Ausklang* sämtliche unveröffentlichten Gedichte aus den 30er bis 70er Jahren. Nebenher erschienen seit 1987 im *Jahrbuch des baltischen Deutschtums/Deutsch-baltisches Jahrbuch* in unregelmäßigen Abständen unveröffentlichte Erzählungen und Kurzgeschichten.

100 Jahre nach dem Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes *Wer nicht das Dunkel kennt* (1911) und kurz vor ihrem 120. Geburtstag brachte meine Frau, Iris von Gottberg, nach langjährigen Vorarbeiten und Recherchen 2011 im Verlag Winfried Jenior Kassel eine Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken

aus sieben Jahrzehnten in vier Bänden heraus: I *Halt beschützend über mir die Hand. Frühe Gedichte* (1911–1927); II *Durch die Lande geht ein großes Raunen. Balladen und lyrische Zyklen* (1917–1942); III *Doch auch ein Wort kann viel sein. Gedichte aus der Wanderschaft* (1928–1958); IV *Was ich noch sagen wollte. Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik* (1959–1982).

Dem großen Wunsch meiner Mutter entsprechend, soll nun auch ihr Roman *Alle Ismaele*, wenn auch nicht zur Gänze, so doch in seinem Hauptstrang der Ismael-Erzählungen als „philosophischer Roman“ erscheinen. Mit der Teilherausgabe des Liebhaberbändchens *Ismael. Fünf Fragmente* (1971) hat mein Bruder Wieland Schmied damit den Anfang gemacht, aber er hatte mit Rücksicht auf bestimmte religiöse Befindlichkeiten des Verlags und auch einer potentiellen Leserschaft die stärker mit Gott ringenden Partien ausgeklammert. Doch was ist das Alte Testament ohne das Buch „Hiob“? Die Sinnsuche des Menschen ist immer ein Ringen um und mit Gott, dieser Gedanke prägte das Schaffen von Gertrud von den Brincken und soll mit dem vorliegenden philosophischen Roman *Alle Ismaele* nochmals bekräftigt werden.

Wien, 12. Juni 2019

Wolfdietrich Schmied-Kowarzik



Gertrud von den Brincken

**Gesamtauswahl der Lyrik  
aus sieben Jahrzehnten  
in vier Bänden**

herausgegeben von Iris von Gottberg

Band I:

**Halt beschützend über mir die Hand**

Frühe Gedichte (1911-1927)

ISBN: 978-3-934377-12-7

Band II:

**Durch die Lande geht ein großes Raunen**

Balladen und lyrische Zyklen (1917-1942)

ISBN: 978-3-934377-13-4

Band III:

**Doch auch ein Wort kann viel sein**

Gedichte aus der Wanderschaft (1928-1958)

ISBN: 978-3-934377-14-1

Band IV:

**Was ich noch sagen wollte**

Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik (1959-1982)

ISBN: 978-3-934377-15-8

**Preis: je 14,95 €**

Marienstr. 5



34117 Kassel

[www.jenior.de](http://www.jenior.de)



Die ersten Entwürfe des Romans ‚Alle Ismaele‘ von Gertrud von den Brincken (1892–1982) gehen auf die Nachkriegsjahre zurück, in denen auch die beiden Gedichtbände *Stimme im Dunkel* (1949) und *Heimwehbuch* (1950) sowie das Schauspiel *Die Sintflut steigt* (1951) entstanden. 1945 hatte Gertrud von den Brincken durch die politisch motivierte Umstellung der Franckh’schen Verlagshandlung in Stuttgart auf die alleinige Edition von Sachbüchern ihre Verlagsheimat verloren, in der zuvor ihre deutschbaltischen Romane *Unsterbliche Wälder* (1941) und *Niemand* (1943) sowie ihr sechster Gedichtband *Unterwegs* (1942) in mehreren Auflagen erschienen waren. Nun wandte sie sich 1951 Rat suchend an Werner Bergengruen, mit dem sie seit ihren Mitauer Jugendjahren in Briefaustausch stand, da ihr viel an dem Romanexperiment *Alle Ismaele* lag, einer literarischen Thematisierung der ewigen Sinn-suche des Menschen. Werner Bergengruen äußerte sich durchaus positiv zum literarischen Gehalt des zugesandten Manuskripts, meinte aber, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl kein Verlag zu finden sein werde, der eine so komplexe Romangestaltung in sein Programm aufnehmen werde.

